

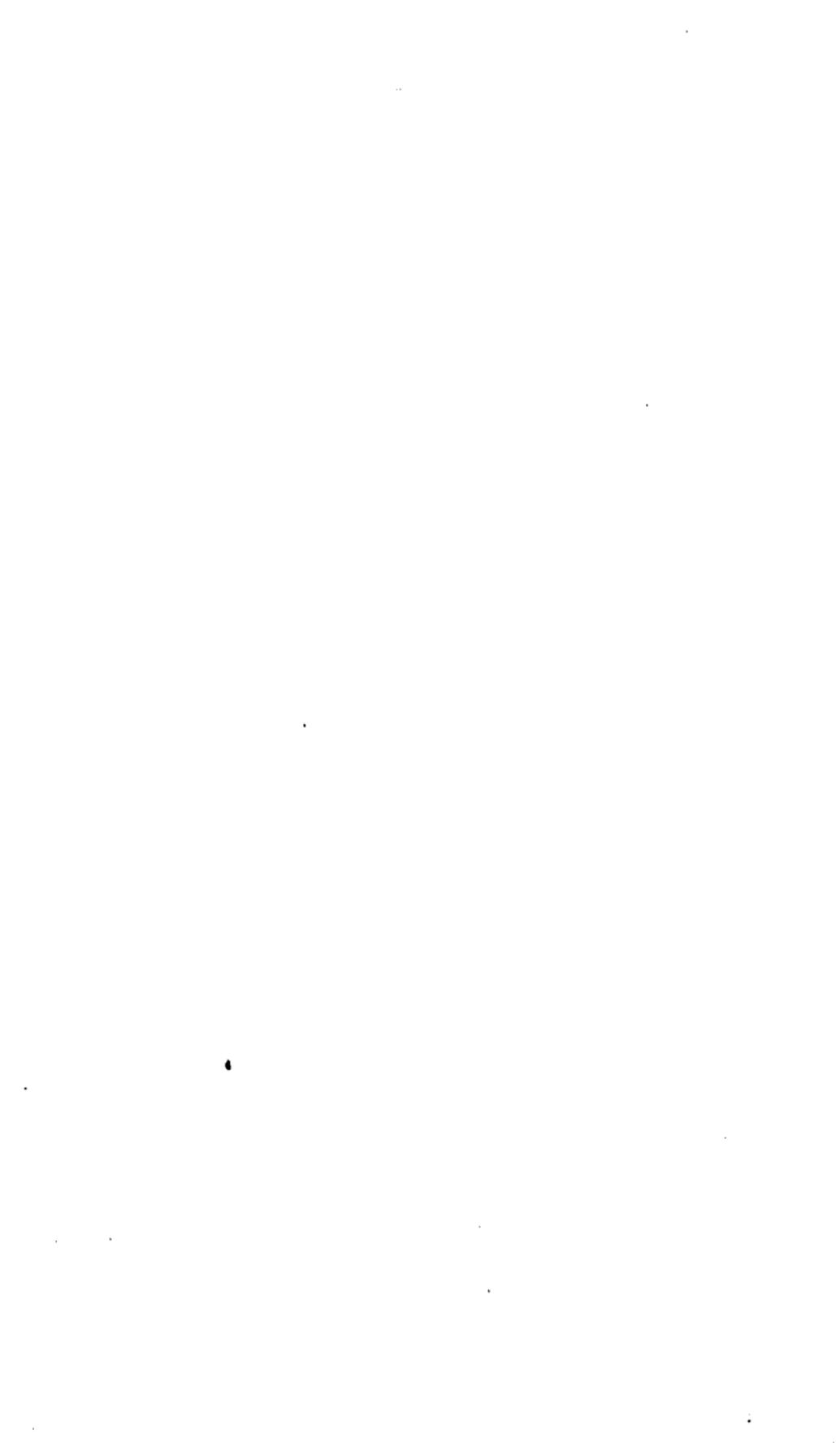
Festo
Kivengere

Ich liebe Idi Amin



TELOS









Festo Kivengere

Ich liebe Idi Amin

Uganda heute:
Triumph der Liebe
mitten in Leiden und
Verfolgungen



Hänssler-Verlag
Neuhausen-Stuttgart

ISBN 3 7751 0363 - 5

TELOS Sondertaschenbuch Nr. S 5001

© Copyright 1977 by Fleming H. Revell Company

Copyright der deutschen Ausgabe by Hänssler-Verlag

Neuhausen-Stuttgart

Umschlaggestaltung von Daniel Dolmetsch

Deutsch von Margit Acher

Der Titel der amerikanischen Ausgabe lautet: I Love Idi Amin

Gesamtherstellung: Ebner, Ulm

INHALT

Vorwort	6
Vorspann	7
I Enttäuschte Hoffnungen 1971–1972	14
II Zweierlei Macht 1973–1974	22
III Einigkeit im Sturm 1975–1976	30
IV Der Wirbelsturm 1977	43
V Sieg in dunkler Nacht	58

Vorwort

Dieses kleine Buch soll davon berichten, was Gott für ganz normale Christen in einer ganz normalen alltäglichen Kirche getan hat, inmitten von Stürmen und Schwierigkeiten. Wir haben einfach erfahren, daß Christus als besonders helles Licht erscheint, wenn alles ringsum besonders dunkel ist. Es ist ein Buch, das den Herrn preisen und Menschen, die verzagt sind wegen der Umstände, in denen sie sich befinden, ermutigen soll.

Ich möchte bei dieser Gelegenheit sagen, daß ich neben allen anderen Aufgaben niemals imstande gewesen wäre, diesen Bericht zu schreiben. Ich danke meiner lieben Schwester in Christus, Dorothy Smoker, für ihre Mitarbeit. Auf ihren Schultern lag die Verantwortung, aus einer Vielzahl von Einzelinformationen ein zusammenhängendes Ganzes zu schaffen. Ohne sie wäre dieser Bericht niemals zustande gekommen.

Ich danke Gott auch für die Mitarbeit des Teams der *African Enterprise* in Pasadena. Wie die Gläubigen gemeinsam gelitten haben, so ist auch der Bericht darüber gemeinsam verfaßt worden.

Gott segne dieses kleine Buch. Es möge dazu beitragen, daß Gläubige fester zusammenstehen und daß wir dies eine begreifen: Der Herr ist immer bei uns und handelt immer so, daß es ihm Ehre macht und wie es seiner Liebe entspricht. Amen. Festo

Vorspann: 1877 bis 1977

Blutspuren durch ein Jahrhundert

Es war am 17. Februar 1977, gegen 9 Uhr morgens. Mit sieben anderen Bischöfen und einigen Mitarbeitern saß ich in einem Haus in Kampala zusammen.

Um eine einzige Frage kreisten an diesem Morgen auf dem Namirembe-Hügel unsere Gedanken: Wie konnten wir die Freilassung unseres Erzbischofs erreichen? Er war am Nachmittag des Vortages durch Sicherheitsbeamte des Präsidenten Idi Amin verhaftet worden.

Plötzlich stürzte eine Dame ins Zimmer, atemlos, mit der Morgenausgabe einer Zeitung in der Hand. Wir lasen die furchtbare Schlagzeile:

ERZBISCHOF UND ZWEI MINISTER TÖDLICH VERUNGLÜCKT!

Das Nachrichtenblatt enthielt den wenig glaubhaften Bericht, die Gefangenen hätten versucht, den Fahrer des Militärjeeps zu überwältigen; dann sei der Wagen umgestürzt.

Auf dem Foto war das Nummernschild des Fahrzeuges zu erkennen. Diese Nummer war uns nicht fremd: das abgebildete Auto war vor zwei Wochen in unserer Nähe zu Schrott gefahren worden!

Für uns alle stand es außer Frage, daß unser geliebter Erzbischof den Märtyrertod gestorben war; er hatte eindeutig Stellung bezogen gegen die Grausamkeiten unserer Militärregierung, und Präsident Idi Amin hatte gemeinsam mit seinen arabischen Ratgebern den Befehl gegeben, ihn zu ermorden.

Dieses Ereignis stand am Anfang unseres Jubiläumsjahres. Die Kirche von Uganda feierte gerade ihr hundertjähriges Bestehen. Wie sehr glich die Gegenwart den ersten Anfängen! Unter Tränen dachten wir zurück an die Geschichte unserer Kirche, bis zu den ersten Tagen, wo bereits Märtyrerblut geflossen war. Der Schlag traf uns eigentlich nicht wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Irgendwie hatte Gott uns von Anfang an vorbereitet . . .

1877: Die ersten Missionare, zwei Engländer, gingen in Entebbe an Land. Sie waren auf einem kleinen Segelboot gekommen. Mit einer Karawane hatten sie zu Fuß die 1500 km vom Indischen Ozean bis zum Südufer des Viktoriasees zurückgelegt. Dort hatten sie sich eine kleine Dhau mit einem Segel besorgt, um die 300 km bis nach Uganda zu fahren.

Der König von Uganda, Kabaka Mutesa, hieß sie mit einem Trommelsalut willkommen. Dieser Monarch war durch Gespräche mit dem Forscher und Journalisten H. M. Stanley ein Anhänger des christlichen Glaubens geworden. Der König hegte außerdem die Hoffnung, er könne von den beiden Christen aus England lernen, wie man Gewehre und Schießpulver herstellt! So fing es an.

1885: Der erste Bischof, der in Uganda um seines Glaubens willen starb, war Bischof Hannington. Er war von der Anglikanischen Kirche ausgesandt worden und befand sich auf der Reise nach *Equatoria* (Ost- und Zentralafrika), wo er Bischof werden sollte.

Er hatte die lange Reise von der Küste herauf unternommen, das Hochland von Kenia überquert und kam dann mit seiner Karawane über die Ostgrenze nach Uganda.

Mutesas Sohn Kabaka Mwanga, ein junger Moslem, war beunruhigt durch Hanningtons Ankunft. Er glaubte einer alten Überlieferung des Landes, und seine arabischen Berater, die das Christentum haßten, nützten dies aus:

»Ja, das stimmt! – Jeder Ausländer, der von Osten her ins Land kommt, ist gefährlich und will das Land erobern!« So gab der König durch eine Gesandtschaft die Order, man solle Hannington ermorden, bevor er den Nil überquere.

Ein Häuptling streckte ihn mit einem Speer nieder.

Als er, tödlich verwundet, in einer kleinen Eingeborenenhütte lag, sagte er: »Ich werde jetzt durch deine Hand sterben, Häuptling . . . Aber ich will, daß du deinem König eines sagst: Mein Blut hat diesen Weg nach Uganda freigekauft.« Und wirklich ist dieser Weg heute das Tor Ugandas zur Welt geworden. Der Schienenverkehr und die ausgebauten Straßen kommen vom Osten. Einst hat jemand dafür bezahlt – es war ein hoher Preis.

Im selben Jahr, einige Zeit vorher, waren in Uganda bereits drei Jugendliche um Christi willen gestorben. Der König hatte die Gefangennahme dieser drei Hausdiener befohlen, weil er das Christentum ausrotten wollte. Der älteste der Jungen war fünfzehn Jahre alt, der jüngste, Yusufu, elf. Sie hielten an ihrem Glauben fest, auch noch, als man sie an Pfähle band, um sie zu verbrennen. Die meisten der Anwesenden weinten, und ihre Eltern flehten sie an, nachzugeben. Am Ort der Hinrichtung baten die jungen Leute, dem König eine Botschaft zu übermitteln: »Sagt Seiner Majestät, daß er zwar unseren Körper dem Feuer übergeben hat, daß wir aber nicht lange im Feuer sein werden. Bald werden wir bei Jesus sein, was viel besser ist als alles andere. Aber bittet ihn, daß er umkehrt und seinen Sinn ändert, sonst wird er an einen Ort ewiger Verzweiflung und brennender Qual kommen.«

Sie sangen ein Lied, das heute in Uganda das »Märtyrer-Lied« genannt wird und sehr beliebt ist. In einer Strophe heißt es: »O daß ich Flügel hätte wie die Engel! Ich würde fortfliegen und bei Jesus sein!«

Der kleine Yusufu sagte: »Bitte trennt mir die Arme nicht ab. Ich werde nicht um mich schlagen in dem Feuer, das mich zu Jesus bringt!« Vierzig Erwachsene kamen an jenem Tag durch den Tod der Jungen zu Jesus. Sie waren einer neuen Art von Leben begegnet, dem weder Feuer noch sonstige Leiden etwas anhaben konnten.

In der Nähe von Kampala steht ein Denkmal, das an diese drei jungen Zeugen erinnert. Sie waren die ersten christlichen Märtyrer in Uganda.

Bis zum Ende des ersten Jahrzehnts seit Bestehen der Gemeinde, im Jahr 1887, waren Hunderte getötet worden. Jedes Dorf, in dem es Gläubige gab, zählte Märtyrer. Die Menschen dort waren erst Anfänger im Glauben, sie wußten kaum etwas von Theologie, einige von ihnen konnten kaum lesen, aber sie hatten Jesus Christus lieb gewonnen. Das Leben hatte für sie eine völlig neue Bedeutung gewonnen. Sie hatten entdeckt, daß unser Dasein einen unvergleichlichen Wert hat und daß es auf Ewigkeit hin angelegt ist. Sie hielten nicht krampfhaft an ihrem augenblicklichen Leben fest, sondern waren bereit, es für Jesus hinzugeben.

In diesen gefährvollen Tagen wuchs die Zahl derer, die Chri-

stus aufnahmen, merklich und beständig an. Die Menschen mußten heimlich, in dunkler Nacht, zu den Missionaren kommen, aber sie ließen sich durch nichts abhalten und baten um die Taufe.

Die Verfolgung, die nach dem Tod von Bischof Hannington ausbrach, zwang die Kirche, in den Untergrund zu gehen. Aber überall, wo ein Christ getötet wurde, traten mehrere Neubekehrte an seine Stelle. Eine lebende Gemeinde geht durch Verfolgung nicht zugrunde. Sie wird vielmehr in höherem Maße das, was sie sein soll, wenn sie von allen Seiten unter Druck gesetzt wird.

Unser Herr hat gesagt, daß das Weizenkorn in die Erde fallen und sterben muß, wenn es sich vermehren und Frucht bringen soll; sonst bleibt es ein einzelnes Weizenkorn. Wenn es aber stirbt, bringt es vielfältiges Leben hervor. Wenn wir bereit sind, unser Leben zu verlieren, dann können wir Frucht bringen, sagt Jesus Christus.

1977: Dies ist das hundertste Jahr, seitdem das Licht des Evangeliums unser Land erreicht hat. – Erzbischof Janani Luwum hatte sich schon viele Monate lang Gedanken darüber gemacht, wie man das Jubiläum in einer so lebendigen, stark anwachsenden Kirche begehen könne. Niemand ahnte, daß er selbst es gleich zu Anfang mit seinem eigenen Blut versiegeln würde. Aber das Blut der Märtyrer ist schon immer der Same neuen Lebens in der Gemeinde gewesen.

Wir hatten für die Hundertjahrfeier große Treffen geplant; sie sollten im Juni stattfinden, im Stadion von Kampala. Eine Gruppe begabter junger Schauspieler bereitete ein Spiel über die Entstehung der Kirche von Uganda vor. Während der Verfolgung, die nach dem Tod von Erzbischof Luwum ausbrach, erlebten wir viel Schmerzlichendes; so wurden auch eines Tages die entstellten Leichname der sechs jungen Leute, die die Rolle der ersten Märtyrer spielen sollten, auf einem Feld in der Nähe von Kampala gefunden – nicht sehr weit von der Stelle entfernt, an der einst jene drei Christen verstümmelt und verbrannt worden waren.

Das Große in dem allen aber ist, daß trotzdem junge und auch ältere Menschen sich mitten in dieser neuen Verfolgungswelle dem Herrn zuwenden; gerade das Zeugnis und das Leben derer, die starben, haben sie herausgefordert. Eine

lebendige Kirche kann nicht durch Feuer oder Gewehre vernichtet werden.

Die Gemeinde Jesu ist wie unsere afrikanischen Steppen, in denen ich als Junge das Vieh hütete. Gewaltige Feuerbrände toben darüber hin, und dann sieht das Land schwarz und tot aus. Aber sofort nach dem ersten Regen sprießt das Gras üppiger als je hervor. Die Ebenen grünen, und die Rinder sehen bald sehr wohlgenährt aus. Kein Feuer, das über die Gemeinde hinweggeht, kann das vernichten, was der Glaube siegreicher Christen gesät hat. Und die Kirche von Uganda erblüht heute zu neuem und reichem Leben.



*Pastorenkonferenz in der
Makerere-Universität,
Uganda, September 1972*

Erste Reihe von links:

Präsident Idi Amin,

Erzbischof Erica Sabiti,

Bischof Theophilus,

Dr. Stanley Mooneyham,

Bischof Rwakaikara,

Dr. Paul Rees, Frau Rees,

Dr. Donald Jacobs

Photo:

Nsibambi Photonews Agency

Links:

Erzbischof Janani Luwum



*Bischofsweihe
von Festo Kivengere
in Kampala, 5. November 1972
Von links: Erica Sabiti,
Festo und seine Frau Mera
Zweite Reihe, Mitte:
Janani Luwum*

*Links: Bischof Kivengere
bei seinem Besuch
in den Vereinigten Staaten
im März 1977,
nach seiner Flucht aus Uganda.
Photo:
Jack Preston Design Studio,
South Pasadena, Kalifornien*

I

Enttäuschte Hoffnungen

1971-1972

Am 25. Januar 1971 befand ich mich auf einer Pastorenkonferenz in Papua, Neuguinea. An diesem Tag wollte ich in meiner Botschaft von dem einen Ort sprechen, an dem alle Bitterkeit ausgelöscht wird, so daß wir vergeben können: zu Füßen des Kreuzes, wenn wir erleben, daß Jesu Blut uns reinigt.

Als ich am Sonntagmorgen mein kleines Transistorradio einschaltete, wurde die Nachricht durchgegeben, daß daheim in Uganda ein Militärputsch stattgefunden hatte! Präsident Milton Obote war gerade nicht im Land, er befand sich auf einer Commonwealth-Konferenz in Singapur. Ohne auf viel Widerstand zu stoßen, hatte das Gros der Armee die Soldaten des Acholi- und des Langi-Stammes überrannt, die Obotes Anhänger waren, und jetzt befand sich das Land in ihrer Gewalt.

Radio Uganda gab bekannt, daß Obotes Nachfolger der Generalmajor Idi Amin Dada sei, auch »Big Daddy« genannt. Wir wußten von ihm, daß er etwa sechsundvierzig Jahre alt war, ein bulliger, großer Soldat aus dem Kakwa-Stamm, der Karriere gemacht hatte. Es wurde gemeldet, daß große Freude im Land herrsche: Das Volk tanze in den Straßen von Kampala, feiere den neuen Präsidenten und zertrample Bilder des abgesetzten Obote.

Als ich nach Hause zurückkam, stellte ich fest, daß die Begeisterung in Uganda tatsächlich groß war, vor allem, weil das neue Staatsoberhaupt versprochen hatte, baldigst freie Wahlen durchzuführen, an denen alle Parteien teilnehmen sollten – auch Obotes Partei! Fast sechzig politische Häftlinge waren freigelassen worden, unter ihnen fünf ehemalige Kabinettsmitglieder. (Einer von ihnen hatte sich im Gefängnis zu Christus bekehrt, andere waren sehr stark durch das Evangelium beeindruckt worden.)

Viele vergossen Freudentränen bei der Ankündigung, der neue Präsident werde Kabaka, »King Freddy«, der im Exil

in London gestorben war, überführen lassen, um ihn mit vollen Ehren beizusetzen.

Präsident Nyerere im benachbarten Tansania, wo Obote Zuflucht gefunden hatte, war sehr beunruhigt und sagte in einer Rundfunkansprache: »Dies ist ein Verrat am gesamten afrikanischen Fortschritt.« In Uganda aber waren die Menschen in einer freudigen und optimistischen Stimmung.

Der anglikanische Erzbischof Erica Sabiti erzählte mir mit großer Verwunderung, der neue mohammedanische Präsident habe alle Staatsbürger mit Nachdruck ermahnt, treu in ihre Kirche oder Moschee zu gehen. Er hatte dem Erzbischof auf die Schulter geklopft und gesagt: »Erzbischof, ich wünsche Ihren Rat und Ihre Hilfe. Wenn Sie sehen, daß irgend etwas nicht in Ordnung ist, dann kommen Sie bitte gleich zu mir!« Wir waren erstaunt und erfreut.

Ich erinnere mich, Ende Februar in einem Rundbrief an auswärtige Freunde geschrieben zu haben:

Der Staatsstreich in Uganda: Das Land ist seit diesem Ereignis viel ruhiger. So können wir nur dem Herrn danken, der seine Hand über unser Volk hält. Betet, daß wir unsere Verantwortung begreifen und allen die Botschaft von Gottes Liebe weitergeben, solange wir dies so frei tun können.

Wir waren nur für sehr kurze Zeit voller Optimismus in Uganda. – Ehe drei Monate vergangen waren, merkten wir, daß dem Militär ungewöhnliche Machtbefugnisse gegeben worden waren, so daß jeder verhaftet und sofort hingerichtet werden konnte, der verdächtig war, das Regime zu gefährden. Zunächst meinten wir noch, bestimmte Personen wären gegenüber diesen Säuberungsaktionen immun; aber dann »verschwand« eines Tages der sehr geachtete Präsident des Obersten Gerichtshofes von Uganda, und bald folgte einer nach dem anderen aus den Reihen unserer fähigen, intelligenten Führungskräfte. Andere flohen aus dem Land. Hochtechnisches Rüstungsmaterial wurde importiert, was unsere Wirtschaft über Gebühr belastete.

In dem Maße, in dem Gefahr und allgemeines Unbehagen wuchsen, nahm das geistliche Leben zu. Wir sahen Menschen, die sich seit langem zurückgezogen hatten, wieder zu Versammlungen kommen. Es gab tiefgreifende Buße vor Gott und Versöhnung mit den Brüdern. Freude und Lobpreis im

Geist brachen aus, wenn einzelne Befreiung erfuhren. Wir lasen Gottes Wort mit dem dringlichen Verlangen, zu erkennen, was in unserer Lage Sein Wille für uns war.

In ganz Uganda, in den Dörfern und in den Städten, lebten die Christen aus der Kraft Gottes, erfuhren Frieden und Hoffnung in ihrem Alltag und bezeugten die Liebe Gottes in ihrer Umgebung, obwohl überall Unsicherheit und Furcht herrschten.

Wir sahen junge Leute wie nie zuvor nach der Wirklichkeit des geistlichen Lebens suchen. – In einer Mädchenschule bestand blutige Feindschaft zwischen den Angehörigen verschiedener Stämme; die Mädchen bekämpften sich gegenseitig und bewarfen sich sogar mit Steinen. Als wir von der Liebe Jesu sprachen, schmolz ihr Haß dahin; sie blieben fast die ganze Nacht zusammen, versöhnten sich miteinander und baten auch die Schulleiterin um Vergebung.

Idi Amin bereitete uns weitere Überraschungen. Einmal, im Spätherbst 1971, griff er zum Beispiel in bemerkenswerter Weise ein, als es Spannungen zwischen den Hauptverantwortlichen der Kirche von Uganda gab. Eine Diözese drohte sich abzuspalten, in einer anderen lehnte man es ab, weiterhin über die Satzungen zu diskutieren. Zum großen Erstaunen aller griff unser mohammedanischer Präsident ein und rief alle Bischöfe und Kirchenräte im Konferenz-Zentrum von Kampala zusammen, um die Lage zu bereinigen. Er sagte, eine gespaltene Kirche könne er in seinem Lande nicht brauchen.

Zwei Tage lang saßen wir dann beieinander und schauten uns an, und die Uneinigkeit blieb. Aber am 28. November sprach der Herr durch den Philipperbrief zu uns. Wir sahen, daß wir im Grunde alle »hoch« stehen wollten und daß es uns um unser Ansehen und um unsere Rechte ging. Aber an diesem Tag sahen wir vor unseren Augen den Menschen, der bereit war, niedrig zu sein, »der, obwohl er in göttlicher Gestalt war . . . sich selbst entäußerte und die Gestalt eines Knechtes annahm und wie jeder andere Mensch wurde«. Weiter lasen wir: »Er erniedrigte sich selbst . . . bis . . . zum Tode am Kreuz« (Phil. 2,6–8).

Was für eine Wendung führte er herbei!

In der Gegenwart dieses Herrn, der sich erniedrigt hat, nahm unser Erzbischof Erica Sabiti den »untersten Platz« ein, und

er und alle neun Bischöfe bekannten ihre Sünden, die den Unfrieden in der Kirche mitverursacht hatten. Dann erfüllte uns der Heilige Geist und machte uns eins.

Präsident Amin hat uns seitdem immer wieder lachend daran erinnert, daß er »die Kirche gerettet« habe. Aber wir wissen, daß Jesus es getan hat – er, der sich selbst erniedrigte.

Zweimal, im Frühjahr 1972 und 1973, kam vom Armee-Hauptquartier die überraschende Einladung, in allen Militärkasernen des Landes von der Liebe Gottes zu predigen. Wir wurden in Militärfahrzeugen zu den Kasernen gebracht, und der oberste Armeeegeistliche, Bischof Wani, begleitete uns. Die ganze Truppe hatte den Veranstaltungen beizuwohnen. – Später trafen wir noch oft Soldaten, die nach ihrer eigenen Aussage bei diesen Besuchen zu Jesus als ihrem Retter gefunden hatten.

Im Sommer 1972 war ein großes Ostafrika-Treffen der »Erweckungs-Brüder« in Tansania geplant. Diese Konferenzen sind großartige Tage der Gemeinschaft mit anderen Christen. Meist nehmen 5 000, 10 000, ja bis zu 25 000 Personen daran teil. Seit 1940 werden solche Treffen alle ein bis zwei Jahre an verschiedenen Orten durchgeführt. Es ist etwas Wunderbares, Gott mit so vielen Brüdern und Schwestern gemeinsam zu loben und zu hören, was er uns in die augenblickliche Situation hinein zu sagen hat.

Am Tag der Abreise stand ein Sonderbus an der Haltestelle, und die Teilnehmer aus Uganda stiegen bereits ein. Wegen der politischen Spannungen zwischen unserem Land und Tansania war jedem, der mitfuhr, vorsorglich eine Reise-genehmigung ausgehändigt worden. Das Ministerium für militärische Angelegenheiten hatte sie ausgestellt.

Eine Menge Leute waren gekommen, um Abschied zu feiern. Sie sangen, lachten, umarmten ihre Freunde und winkten. Plötzlich fuhren einige Offiziere und ein Trupp Soldaten mit Gewehren vor. Laute Kommandos wurden gerufen, die Soldaten umstellten den Bus und die Gläubigen und führten dann etwa achtzig Personen in das gefürchtete Militärgefängnis ab.

Irgend jemand mußte an höchster Stelle angedeutet haben, es könne etwas dahinterstecken, wenn eine so große Gruppe in das »feindliche« Tansania reise. Wollten diese Leute sich viel-

leicht dort den Guerillas anschließen? Das Gefängnis war die Antwort.

Völlig geschockt traten die Christen nacheinander in die Zentralzelle des Gebäudes. Es gab keine Stühle, auf denen man hätte sitzen können; also breiteten sie nach Landessitte ihre Grasmatten aus, mit denen man auch reist, und setzten sich auf den Boden.

In einer Ecke begann jemand leise zu singen: »Glory, glory, Halleluja, Ehre sei dem Lamm . . .« Die anderen fielen ein, und im selben Augenblick verließ sie die Furcht; sie schämten sich jetzt, daß sie so um ihr Leben gebangt hatten. Der Lobpreis wurde lauter und erfüllte die Gänge des gefürchtetsten Gefängnisses von ganz Uganda. Viele hatten Tränen in den Augen, so froh und innerlich befreit waren sie.

Viele teilten einander leise mit, welche Veränderung in ihrem Inneren eingetreten war, als Jesus ihnen eben seinen Frieden zugesprochen hatte. Alle lobten Gott.

»Wir wollten zu einem Festival nach Tansania fahren«, sagte einer, »aber wir haben unser Festival schon gleich hier!«

Zwei Tage lang genossen die Wachsoldaten die freudigste Atmosphäre, die sie je kennengelernt hatten: Männer und Frauen priesen Gott, daß sie im Gefängnis waren; sie gaben ihre Glaubenserfahrungen und Worte der Schrift an die Soldaten weiter, und diese spürten die Liebe der Verhafteten.

Nach und nach stahlen sich auch die Frauen mehrerer Wachtposten in die Zelle und hörten sprachlos zu. Einige Soldaten kauften sogar Limonade für ihre neuen Freunde ein! – Einige von ihnen kamen zur Sündenerkenntnis und fragten, wie auch sie diesen Jesus finden könnten.

Währenddessen bemühten sich der Erzbischof und andere, die Angelegenheit bei den Behörden zu klären. Sie sprachen auf Ämtern vor, erläuterten den Sachverhalt und zeigten den verantwortlichen Offizieren die Ausreisebewilligungen. Schließlich konnten sie den Präsidenten persönlich davon überzeugen, daß es sich hier um treue Staatsbürger handelte und die Fahrt völlig rechtens war. Dann wurde der Entlassungsbefehl gegeben.

Die Wachsoldaten und ihre Frauen standen Spalier, um den Christen beim Herausgehen die Hände zu schütteln; sie haben die Liebe und den unbeschwerten Geist dieser Menschen

im Angesicht des Todes nie mehr vergessen. (Tatsächlich hatten in jenem Jahr nur ganz wenige Menschen, die in dieses Gefängnis gekommen waren, es lebend wieder verlassen. Die meisten von ihnen lagen im Grab.)

In der ersten Septemberwoche gab Präsident Amin etwas Schockierendes bekannt – wie üblich durch das Radio. Er kündigte die Ausweisung der über fünfzigtausend Asiaten an (Pakistani und Hindus mit britischen Pässen). Sie hatten das Land innerhalb von drei Monaten zu verlassen und konnten pro Person nur hundertvierzig Dollar mitnehmen.

Diese Vertreibung der Asiaten fand im Volk nicht wenig Zustimmung, da die Asiaten bis zu 90 % gewisser Handels- und Gewerbezüge in der Hand hatten und normalerweise auch den Afrikanern nicht gerade halfen, geschäftlich hochzukommen. Außerdem besetzten sie viele Stellen im öffentlichen Dienst und andere gesicherte Arbeitsplätze (z. B. von Facharbeitern), die bei den Afrikanern begehrt waren. Die Christen im Lande stimmten allerdings mit der Reaktion der Weltöffentlichkeit überein. Sie entrüsteten sich über die Unmenschlichkeit und Eile des Verfahrens.

Zudem gab es wirtschaftliche Schwierigkeiten für uns alle, denn viele wichtige Importgüter wurden durch die Abwanderung so vieler reicher Geschäftsleute äußerst knapp.

Gerade in dieser Zeit brachte Präsident Amin viele Nationen gegen sich auf durch eine Rede, in der er das Attentat der Palästinenser während der Münchner Olympiade verteidigte, Hitler für die Ermordung von sechs Millionen Juden pries und vorschlug, man solle alle Israelis in Großbritannien ansiedeln. – Es gab Zeiten, wo wir alle Herzklopfen bekamen, wenn Amin im Rundfunk zu sprechen begann: Was würde wohl als nächstes kommen?

Alle Vorbereitungen für die größte Pastorenkonferenz, die wir je in Uganda abgehalten hatten und die am 11. September beginnen sollte, waren abgeschlossen. Da unter den eingeladenen Rednern drei Amerikaner und ein Bischof aus Indien waren, beschlich uns manchmal ein leises Unbehagen; aber Gott ermutigte uns, und alles verlief dann auch ohne Zwischenfälle.

Präsident Amin nahm sogar an einer der Veranstaltungen teil und sprach zu den 700 Geistlichen. Er sagte: »Sie sind meine Augen und meine rechte Hand, und ich brauche Ihren

Rat.« Dies für bare Münze zu nehmen fiel uns ziemlich schwer, weil wir von so vielen brutalen Morden und vom plötzlichen Verschwinden so vieler Mitbürger wußten – lauter Geschehnisse, bei denen offensichtlich die Regierung ihre Hand im Spiel hatte.

Trotz allem wurde die Konferenz zu einem großen Segen. Einige Pastoren, denen die Ereignisse im Land übermäßig zugesetzt hatten, wurden von Angst befreit und mit neuem Eifer für den Herrn erfüllt.

Dann, am 18. September, drei Tage nach dem Abschluß unserer Konferenz, kam es an der Grenze nach Tansania zu Kampfhandlungen. Schon ein Jahr vorher hatte es in einer Grenzstadt ein Scharmützel gegeben, aber dies hier war ein größerer Zwischenfall. Mindestens tausend Guerillas – außer einigen Söldnern lauter Partisanen des abgesetzten Obote – drangen so weit ins Land vor, daß sie eine große Kaserne bei Mbarara umzingeln und die Stadt Masaka bedrohen konnten.

Die Armee von Präsident Amin warf sie schnell zurück, weil die Eindringlinge weder einen Volksaufstand noch eine Massenflucht aus dem Heer auslösten, obwohl sie beides offenbar erhofft hatten. Amins Flugzeuge bombardierten Tansania, und das war das Ende des Aufstandes.

Wir spürten seit dieser Invasion, daß sich die ganze Haltung des Präsidenten änderte. Je weniger er sich in seiner Position sicher fühlte, desto mehr griff er zum Mord als Mittel, um sich zu schützen. Viele Christen kamen ins Kreuzfeuer, weil sie in der vorherigen Regierung verantwortlich mitgearbeitet hatten; betroffen waren vor allem solche, die eine hohe Stellung innegehabt hatten. Viele von ihnen kamen ums Leben, und manche retteten sich nur durch die Flucht ins Ausland.

Trotz dem allen herrschte dennoch in vielen Familien, die ich kannte, ein Friede, der sich nicht auf natürliche Weise erklären ließ. Er blieb, obwohl man an keinem Morgen wußte, ob der Vater abends wieder heimkommen würde oder nicht. – In solchen Lagen geht der Glaube durch die Feuerprobe und tritt leuchtend zutage.

Während dieser schwierigen Zeit berief mich meine Diözese (Kigezi in West-Uganda) zum Bischof. Die Gläubigen waren

sehr verständnisvoll und sagten: »Wir wissen, daß Sie berufen sind, Gott an vielen Orten der Welt zu dienen, und Sie sollen dies auch weiterhin in aller Freiheit und mit unserem Segen tun.« – Die Art dieser Anfrage ging mir zu Herzen; meine Frau Mera und ich spürten, daß dies von Gott war.

Am 5. November wurde ich in Kampala zum Bischof geweiht, am 3. Dezember fand die Einsetzung in Kabale, der Hauptstadt meines Sprengels, statt. Die Türen der St.-Peters-Kathedrale öffneten sich morgens um 9.30 Uhr, und kurz darauf war sie bis auf den letzten Platz gefüllt. Sie faßt etwa 1500 Personen, und der Rest der 10 000 Anwesenden stand um die Kirche herum. Mein Vorgänger war ein Bischof aus England. Als er mir die äußeren Zeichen des Bischofsamts überreichte, gab es viel Beifall, und dann sangen alle. Die Einsetzung eines Bischofs wird in unserer Anglikanischen Kirche »Inthronisation« genannt. Das klingt sehr großartig, und dem neuen Bischof werden auch in einer eindrucksvollen Zeremonie besondere Kleider angelegt. All dies kann einen sehr stolz und unnahbar machen. Darum zitierte ich meinen lieben Freund Yohana Omari, der bei seiner Weihe zum ersten afrikanischen Bischof von Tansania gesagt hatte: »Ich möchte nur der kleine Esel sein, den unser Herr wählte, um auf ihm nach Jerusalem hineinzureiten. Die Leute legten ihre Kleider auf ihn und riefen Beifall, aber das Rufen galt ganz allein Jesus, dem Herrn, den der Esel trug.«

An jenem Tag sagte ich meinen Zuhörern: »Christus ist das Licht der Welt, das den Weg aus der Verirrung zeigt, und wir sind das Salz, das ganz Uganda in dieser geschichtlichen Stunde vor dem Verderben bewahren muß.«

II

Zweierlei Macht

1973-1974

Anfang 1973 gab der Präsident über Rundfunk bekannt, daß eine Reihe von Männern wegen revolutionärer Tätigkeit verhaftet worden war. Das Militärgericht hatte entschieden, daß im ganzen Land öffentliche Hinrichtungen durchgeführt werden sollten: jeder Verurteilte sollte an seinem Heimatort erschossen werden, zur Warnung für andere. Drei dieser Männer waren aus meinem Sprengel, und ich kannte ihre Familien gut. Ich war in Kampala, als diese Durchsage kam, und ich rief den Präsidenten gleich über sein privates Telefon an und bat um eine Unterredung. (Gleich nach seiner Machtübernahme hatte Präsident Amin jedem Bürger die Erlaubnis gegeben, Beschwerden persönlich vorzubringen.) Er war bereit, mit mir zu sprechen, und ich suchte ihn sofort auf.

Nach einigen Förmlichkeiten sagte ich: »Herr Präsident, ich bin beunruhigt. Sie haben angekündigt, daß die Verhafteten öffentlich hingerichtet werden sollen. Wir sind sehr froh, daß Sie niemals das Standrecht eingeführt haben und daß die Gerichtshöfe von Uganda ganz normal arbeiten.

Sie haben oft gesagt, daß Sie Gott fürchten, und Gott hat den Menschen nach seinem Ebenbild geschaffen. Deshalb bitte ich, daß man diesen Männern Gelegenheit gibt, sich zu verteidigen. Einem Ihrer Offiziere, der einen Soldaten aus Kenia erschossen hatte, billigten Sie doch auch zu, sich vor Gericht zu verteidigen; und jetzt, wo seine Schuld erwiesen ist, kann niemand etwas gegen das Urteil sagen.

Schauen Sie Ihren kleinen Sohn hier an: Gott wird ihm so viel Zeit geben, wie er braucht, um ein Mann zu werden. So geben auch Sie jedem das Leben so lange wie nur irgend möglich, auch wenn jemand Ihrer Meinung nach sein Leben eindeutig verwirkt hat.«

Der Präsident geriet nicht in Zorn und hörte aufmerksam zu. Er versprach zwar nicht, etwas an dem Beschluß zu ändern, aber ich verließ ihn doch mit etwas Hoffnung. Er sagte mir, daß er selbst gegen öffentliche Hinrichtungen sei, daß der Verteidigungsrat ihn aber überstimmt habe.

Zunächst sah es so aus, als gebe es einen Aufschub, und wir beteten, der Befehl möge zurückgenommen werden. Aber schließlich konnte sich doch der Verteidigungsrat durchsetzen, und die Exekutionen begannen.

Der 10. Februar brach für uns in Kabale als ein trauriger Tag an. Die Bevölkerung war angewiesen worden, zum Stadion zu kommen; alle sollten mitansehen, wie die drei jungen Leute aus unserem Bezirk durch ein Hinrichtungskommando erschossen wurden. Über dem ganzen Stadion lag ein Hauch des Todes. Eine schweigende Menge von etwa dreitausend Personen war anwesend, um dem Ereignis beizuwohnen.

Ich hatte die behördliche Erlaubnis bekommen, vor ihrem Tode noch mit den Männern zu sprechen, und zwei meiner Amtsbrüder kamen mit mir.

Man brachte die Verurteilten in einem Lastwagen und ließ sie absteigen. Sie trugen Handschellen, und ihre Füße lagen in Ketten. Das Erschießungskommando stand bereit. – Während wir in die Mitte des Stadions gingen, fragte ich mich, was ich diesen Männern in den paar Minuten, die uns vor ihrem Tod noch blieben, sagen sollte. Wie soll man Menschen das Evangelium vermitteln, wenn sie abgeurteilt sind und wahrscheinlich vor Zorn kochen?

Wir näherten uns von hinten; als die drei sich aber umwandten, um nach uns zu sehen – Welch ein Anblick bot sich uns da! Ihre Gesichter leuchteten. Ein Glanz lag auf ihnen, der uns alles sagte. Und bevor wir noch ein Wort sprechen konnten, brach es aus einem der Männer hervor:

»Bischof, danke, daß Sie gekommen sind! Ich wollte Ihnen gerne noch etwas sagen: Am Tag meiner Verhaftung habe ich in meiner Zelle den Herrn gebeten, in mein Herz zu kommen. Er hat es getan und mir alle Sünden vergeben! Jetzt ist der Himmel offen für mich, und nichts steht mehr zwischen meinem Gott und mir. Bitte sagen Sie meiner Frau und meinen Kindern, daß ich bei Jesus sein werde. Auch sie sollen ihn doch bitte in ihr Leben aufnehmen, wie ich es getan habe.« Der zweite erzählte uns etwas Ähnliches. Er hob in freudiger Erregung die Arme, und seine Handschellen rasselten.

Dann sagte der jüngste: »Ich habe den Herrn schon früher kennengelernt, aber dann habe ich ihn verlassen und geriet in verworrene politische Aktivitäten hinein. Als ich verhaftet worden war, kam ich zu Jesus zurück. Er hat mir vergeben

und mich mit Frieden erfüllt. Bitte erzählen Sie es meinen Eltern (sie sind Evangelisten in unserem Distrikt), und sagen Sie meinen jüngeren Brüdern, sie sollen ja niemals vom Herrn Jesus weggehen.«

Ich wußte, daß ich zu den Soldaten sprechen mußte; die Verurteilten brauchten mich nicht! – So übersetzte ich, was die drei Männer gesagt hatten, in eine Sprache, die die Soldaten verstanden. Die Scharfschützen standen da mit entsicherten Gewehren, und auf ihren Gesichtern drückte sich Bestürzung aus. Die Zuschauer konnten mich nur teilweise verstehen, aber alle konnten die strahlenden Gesichter der Verurteilten sehen. Es stand ihnen im Gesicht geschrieben, daß sie Vergebung empfangen hatten!

Die Soldaten waren so verblüfft über das Aussehen und die Worte der Männer, die sie erschießen sollten, daß sie sogar vergaßen, ihre Kapuzen über das Gesicht zu ziehen!

Die drei standen dicht nebeneinander vor dem Hinrichtungskommando. Sie schauten zu der Volksmenge und begannen zu winken, so gut es mit den Handschellen ging. Die Leute winkten zurück. Dann wurden die Schüsse abgefeuert, und die drei waren bei Jesus. Wir standen vor ihnen; unsere Herzen schlugen vor Freude, obwohl wir gleichzeitig weinen mußten. Es war ein unvergeßlicher Tag. Diese toten Zeugen Jesu sprachen so laut zu allen Bewohnern des Kigezi-Distrikts und darüber hinaus, daß viele Menschen dieses Leben in Christus ergriffen, das den Tod herausfordert und besiegt.

Am nächsten Sonntag sprach ich zu einer riesigen Menschenmenge in der Heimatstadt eines der drei Hingerichteten. Wieder lag ein Todesschauer über der ganzen Versammlung. Aber als ich den Anwesenden erzählte, was ihr Mitbürger von sich gesagt hatte und wie er gestorben war, brach ein mächtiger Gesang des Lobpreises Jesu aus. Viele wandten sich dort und auch an anderen Orten dem Herrn zu.

Wir haben erfahren, daß die Soldaten des Hinrichtungskommandos und die Wachtposten, die dabeigestanden hatten, dieses Erlebnis nicht mehr von sich abschütteln konnten. Sie hatten eine unbestreitbare Wirklichkeit gesehen: die Herrlichkeit Gottes auf den Gesichtern Sterbender.

Es war ein erstaunliches Jahr. Mitten in Anspannung und Sorge ereignete sich ein deutliches Wirken des Heiligen Geistes. Im King's College von Budo, in der Mädchenschule von

Bweranyangi und in anderen Oberschulen sahen wir junge Menschen, die nach vorne drängten, um Jesus, den Herrn, als ihren Retter und Führer durch das Leben anzunehmen. Nie zuvor hatten wir so etwas erlebt.

An einem Sonntag sah ich in Nord-Kigezi etwa achttausend Menschen aus den Dörfern strömen und zu Fuß zu dem Hügel kommen, wo wir eine Versammlung angekündigt hatten. An diesem Tage durften wir erleben, wie Gottes Gnade mächtig ausgegossen wurde. Hunderte kamen zum Herrn, junge und alte.

Damals war es etwas Neues, daß ein katholischer Bischof sein Kirchenvolk anwies, sie sollten zu den Versammlungen gehen und das Evangelium hören, wenn ich irgendwo in der Umgebung predigte.

Sehr deutlich wurde uns in jenem Jahr der Unterschied zwischen Gottes Macht und menschlicher Gewaltanwendung bewußt. Wir sahen die Kraft Gottes, die neues Leben hervorbringt, und wir sahen die zerstörerische Kraft des Terrors, die unser krankes Land nicht im geringsten heilen konnte. Mehrmals sprach ich öffentlich darüber, daß rohe Gewalt ein Zeichen von Schwäche ist. Wenn ein Mensch Gewalt anwendet, gibt er zu, daß er die Situation als bedrohlich empfindet und nicht in der Lage ist, sie zu ändern. So greift er in seiner Schwäche und Unsicherheit zu dem Mittel, andere zu vernichten.

Wenn zum Beispiel ein Einbrecher zu Tode erschrocken ist über jemand, der ihn überrascht, dann richtet er seine Pistole auf ihn, weil er sich nicht zu helfen weiß und ihn nicht beeinflussen kann. – Das ist nicht Macht, sondern Brutalität als letzter Ausweg. Tyrannen greifen zu dieser Methode, um Länder zu beherrschen.

Christus der Gekreuzigte dagegen ist die Kraft Gottes, wie Paulus im ersten Korintherbrief, Kap. 1, Vers 23 und 24 sagt. Aber wie kann einer, der an einem Kreuz hing, der nicht einmal eine Fliege von seinem Gesicht verscheuchen konnte – wie kann der »die Kraft Gottes« sein? Durch den Weg der Liebe. Er betete für die Männer, die durch seine Hände die Nägel schlugen, um ihn zu töten: »Vater, vergib diesen Menschen, sie wissen nicht, was sie tun!« (vgl. Luk. 23,34). Er, der in Blut und Schweiß am Kreuz hing, ist der EINE, der die Menschheit umfassen, verwandeln und neu gestalten kann.

Ich weiß das, denn es hat einen Tag gegeben, an dem ich Jesus Christus mein armes Herz öffnete, und das Kreuz wirkte ein Wunder. Gott machte mich frei und schickte mich dann durch das Land, damit ich verschiedenes bereinigte und Menschen um Vergebung bat. Ich erinnere mich noch an einen Tag, an dem ich über achtzig Kilometer mit dem Fahrrad zu einem Weißen fuhr, den ich gehaßt hatte. Ich stand dann dort in seinem Haus und erzählte ihm, was Christus für mich getan hatte, daß ich jetzt frei war und ihn als meinen Bruder ansah. Er war ein Engländer – und doch stand er da und weinte, und wir fielen uns um den Hals.

Ich hatte keine Waffen erhoben, sondern die Liebe Christi hatte gesiegt. Das ist Sieg! Dies ist die Kraft, nach der die Welt verzweifelt verlangt!

Im März 1974 äußerte Präsident Amin über Rundfunk, es gebe in Uganda nur eine einzige christliche Kirche, und zwar die römisch-katholische. »Die protestantische Kirche in Uganda«, sagte er, »entstand nur, weil die Priester und Bischöfe heiraten wollten.« Wir wußten zwar nicht, was ihn zu dieser Behauptung veranlaßt hatte, aber wir meinten, daß eine Antwort nötig war, weil die Sache auch in allen Zeitungen erschien. Erzbischof Sabiti, der gerade in diesem Jahr in den Ruhestand treten wollte, bat Präsident Amin um eine Audienz mit allen Bischöfen, die auch gewährt wurde. So rief Sabiti uns alle zusammen, und wir bereiteten ein Memorandum für Seine Excellenz vor, das die Kirchengeschichte, die Reformation usw. erläuterte. Wir versuchten, höflich zum Ausdruck zu bringen: »Wenn Sie in Zukunft etwas über die Kirche aussagen wollen, dann nehmen Sie bitte vorher mit uns Kontakt auf.« Die Bischöfe baten mich, ihr Sprecher zu sein, und wir konnten dem Präsidenten unsere Erklärung vorlesen. Er schien sie positiv aufzunehmen und ordnete an, daß unser Memorandum in allen Zeitungen veröffentlicht, außerdem im Fernsehen verlesen werden sollte. Dies ereignete sich kurz nach der Ermordung von Außenminister Ondoga, die Amin veranlaßt hatte.

Etwa um diese Zeit sahen einige Leute ein verunglücktes Auto, dessen Fahrer entstellt auf der Straße lag. Sie meinten, es sei mein Wagen und nahmen an, ich sei ums Leben gekommen. Diese »Nachricht« verbreitete sich sehr schnell. Als der Erzbischof davon hörte, rief er bei uns zu Hause in

Kabale an. Mera nahm den Hörer ab. Bruder Erica fragte:
»Wo ist Festo? Ist alles in Ordnung?«

»Festo ist unterwegs, er hält weit von hier Versammlungen.«

»Liebe Mera, es könnte sein, daß eine schlimme Nachricht auf Sie zukommt . . .« Er erzählte ihr von jenem Gerücht, das sich hartnäckig weiter hielt. Man kann sich vorstellen, wie es Mera in dieser Nacht und am folgenden Tag zumute war – bis ich spät am Abend heimkam. Aber was für ein Wiedersehen gab das!

Etwa einen Monat später griff ein Reporter in Kenia diese Geschichte von meinem Tod für die *Los Angeles Times* auf und veröffentlichte sie zusammen mit Einzelheiten über andere abstoßende Ermordungen, die allerdings ganz der Wahrheit entsprachen. Der Bericht wurde von der Nachrichtenagentur Associated Press (A.P.) herausgegeben. Er hatte eine erstaunliche Zahl von Anrufen und Briefen zur Folge; sie kamen von Menschen aus der ganzen Welt. Sogar noch auf dem Weltkongreß für Evangelisation, der im Juli in der Schweiz stattfand, waren einige Leute höchst erstaunt, mich lebend vor sich zu sehen!

In Uganda gab es bald einige Veränderungen wegen des neuen Kontaktes, den unser Präsident zu Muammar el-Gaddafi von Libyen aufgenommen hatte. Bisher hatte Präsident Amin auf libysche Hilfe verzichtet, da man zur Bedingung gemacht hatte, das ganze Land müsse einheitlich mohammedanisch werden, er dürfe keine Christen mehr dulden.

Jetzt aber, 1974, wurde die wirtschaftliche Lage des Landes verzweifelt. Die Exporte hatten fast völlig aufgehört, und Uganda konnte nichts einführen – abgesehen von Waren, die einzelne sich in Kenia kauften und mit ausländischer Währung bezahlten. Die Leute hatten weder Seife noch Salz, Heizöl, Mehl oder Zucker – und Uganda war ein Land mit Zuckerexport gewesen! Da es keine Ersatzteile gab, standen Fabriken, Wasserpumpen, viele Autos und Busse still. Das blühende Geschäft mit dem Tourismus hatte fast völlig aufgehört. Von irgendwo mußte Geld kommen für die Armee und die Verwaltung. Eine unzufriedene Armee kann eine Gefahr sein. Darum richtete Amin seine Blicke nach Libyen. Zunächst vertrieb er alle Israelis aus dem Land und begann im Rundfunk gegen sie zu hetzen.

Eines Tages hörte er in Radio Uganda die Abendandacht, die

gewöhnlich das Programm abschließt, und die Schriftlesung erwähnte die »Kinder Israel«. Der Präsident ließ voller Zorn den Geistlichen rufen, der den Text gelesen hatte, und beschuldigte ihn des Landesverrats.

Erzbischof Sabiti ging auf der Stelle mit der Bibel in der Hand zum Präsidenten. Er erklärte, daß der Geistliche aus der Heiligen Schrift vorgelesen hatte und daß sowohl das Alte Testament als auch der Koran sehr viel über das alte Volk Israel zu sagen haben.

Er fügte hinzu: »Wir können unser heiliges Buch nicht aufgeben. Wenn Sie wollen, dann können Sie uns dafür umbringen, aber Sie werden merken, daß Tausende in Ihrem Volk bereit sind, dafür zu sterben. Auch ich bin bereit. Märtyrer waren nie ein Verlust für die Kirche.« Der Präsident lenkte ein und wechselte dann das Thema. Aber Amin fuhr fort mit seiner israelfeindlichen Taktik. Er setzte seinen Einfluß auf andere afrikanische Länder so erfolgreich ein, daß sie ihre diplomatischen Beziehungen zu Israel abbrachen und die Haltung der arabischen Völker sich änderte.

Präsident Gadaffi sagte zu Amin: »Sie sind ein Prophet! Wenn ich Sie sehe, sehe ich einen zweiten Mohammed! Gehen Sie voran, und wir werden Sie unterstützen.« Dies hörten wir im Rundfunk.

Im folgenden Jahr, kurz vor seiner Ermordung, besuchte König Feisal von Saudi-Arabien unser Land. Er überreichte Präsident Amin königliche Geschenke: eine riesige Schale aus Gold und ein goldenes Schwert. Er sagte: »Machen Sie Uganda mit diesem Schwert mohammedanisch!«

Es hat ganz den Anschein, daß Präsident Amin seit dieser Zeit ein Mann mit missionarischen Zielen geworden ist. Er will den Islam in Uganda durchsetzen, ganz gleich mit welchen Mitteln – Lügen, Folterungen, Massaker oder sonst irgend etwas. Hauptsache, das Ziel wird erreicht. Ein Problem ist aber, daß 60–70 Prozent der Bevölkerung Ugandas Christen sind, dagegen nur 10 Prozent Mohammedaner. Der Rest besteht aus Geisteranbetern nach afrikanischer Tradition. Im August 1974 beschrieb ein Reporter der *New York Times* die Lage in Uganda als »eine Herrschaft des Schreckens«; die meisten politischen Beobachter schätzten, daß bis dahin mehr als neunzigtausend Menschen getötet worden seien. Er sagte, Uganda bekomme Unterstützung von der Sowjetunion,

von Libyen, Ägypten und Saudi-Arabien, und General Amin habe schwere Panzer, Panzerspähwagen und ein breites Sortiment konventioneller Waffen gekauft. Dieser Bericht war ein Aufruf an die Vereinten Nationen und an die Menschenrechtskommission; aber obwohl er im November 1974 noch einmal in DAS BESTE aus *Reader's Digest* abgedruckt wurde, traf er offenbar auf taube Ohren.

Bischof Janani Luwum aus dem Acholi-Stamm, ein Mann von großen Gaben und Fähigkeiten, wurde am 19. Juni 1974 Erzbischof der Kirche von Uganda. Wir waren beide unter den afrikanischen Teilnehmern an dem großen Weltkongreß für Evangelisation in Lausanne.

Während wir fort waren, führten die Gläubigen meiner Kigezi-Provinz eine Evangelisation im ganzen Gebiet durch. Sechzig Teams von Freiwilligen – Männer, Frauen und junge Leute – durchzogen zu Fuß den Sprengel bis in den letzten Winkel; sie sprachen auf den Feldern, in den Städten und Dörfern mit den Menschen über Christus. Eine große Liebe strahlte aus ihnen, und sie erzählten einfach und lebendig, was Jesus für sie getan hatte. Tausende kamen in diesem Monat zu Christus. Ich hörte nach meiner Rückkehr aus Lausanne sehr erfrischende Berichte von Menschen, deren Leben befreit worden war.

Bei der Abschlußkundgebung am Sonntagnachmittag waren mehr als zweitausend Menschen an einem Ort zusammen, um einfach Gott zu loben, und viele wurden noch bei diesem Fest wiedergeboren. Eine schwangere Frau sagte weinend: »Ich bin vor mehr als einem Jahr meinem Mann und meinem Kind davongelaufen. Ich habe mir alles verscherzt und bin jetzt am Ende. Was kann ich tun, um gerettet zu werden?« Später ging sie zurück zu ihrem Mann, der sie wieder aufnahm, obwohl er kein Christ war. In der folgenden Nacht bekam sie einen Sohn, den sie »Salvation« (Rettung) nannte.

Die verschiedensten Leute fanden zu Jesus. Fast alle Schüler einer katholischen Schule kamen in eine persönliche Beziehung zu Jesus Christus. Am folgenden Tag brachten die Lehrer fast ihre ganze Zeit damit zu, gestohlene Bücher und anderes Unterrichtsmaterial in Empfang zu nehmen; die Kinder gaben alles zurück und bezeugten, was Gott an ihnen getan hatte, und sie lobten ihn.

III

Einigkeit im Sturm

1975-1976

Am Karfreitag 1975 wurden wir in Kabale Zeugen eines historischen Ereignisses.

Seit der Ankunft der ersten Missionare in unserem Gebiet hatte es Konflikte zwischen Katholiken und Protestanten gegeben, woraus später auch heftige politische Streitigkeiten erwuchsen. Christus der Versöhner war jedoch in der letzten Zeit am Werk gewesen und hatte mit seiner Liebe an unserer unnachgiebigen Haltung gerüttelt. So hatten wir Protestanten mit den Katholiken, unseren Brüdern, einen gemeinsamen Gottesdienst am Karfreitag vereinbart, um unsere Einmütigkeit sichtbar zu machen.

Es gab einen »Jesus-Marsch«, an dem etwa 8 000 junge Leute teilnahmen und den der katholische Bischof und ich anführten; auch unsere Pfarrer gingen mit und trugen Kreuze. Alle sangen Lieder zum Lobpreis der erlösenden Liebe Christi. Der Zug endete im Stadion, wo vor zwei Jahren die drei Männer vor ihrer Hinrichtung bezeugt hatten, daß sie mit Gott versöhnt waren. Dort warteten mehr als zwölftausend Menschen auf uns.

Radio Uganda berichtete ausführlich über diese Veranstaltung und gab sogar einige Punkte aus unseren Botschaften wieder.

Es herrschte große Freude über dieses Ereignis, und viele sagten, das sei höchste Zeit gewesen.

Der nächste Höhepunkt für die Christen Ugandas war die Kabale-Konferenz, die im August stattfand und vier Tage dauerte. Seit 1945 war alle zehn Jahre eine solche Konferenz abgehalten worden, und zwar immer an derselben Stelle: ein grasbewachsener Hügel diente uns als Kirche. – Diese Konferenzen sind ein Ausdruck der Freude über die anhaltende geistliche Erneuerung, die wir erleben.

Diese Erneuerung begann 1935 in unserer ziemlich toten Kirche im Kigezi-Distrikt, als ich noch in Kabale zur Schule ging. Wir Schuljungen lauschten damals völlig verblüfft den

Berichten des Teams, das aus Gahini im benachbarten Ruanda zu uns gekommen war. Die Leute waren fast alle Laien, aber offensichtlich war etwas sehr Einschneidendes mit ihnen geschehen, denn wir hatten nie zuvor so strahlende Gesichter gesehen. Fast niemand reagierte damals auf das Evangelium. Die Wahrheit war uns zu wenig vertraut, und wir hatten Angst vor ihr.

Aber während des folgenden Monats geschah eine Menge. Schüler kamen weinend zum Direktor, brachten gestohlene Bücher zurück und bekannten, gegen die Anordnungen verstoßen zu haben. Überall um uns herum wurden Menschenleben verändert. Es gab Visionen und erstaunliche Träume. So viele taten Buße, daß die Heiden Angst hatten, den Hügel zu unserer Schule hinaufzugehen – sie fürchteten, Gott würde sich ihrer bemächtigen! Das Feuer des Herrn ging über das Land hin wie jene Steppenbrände, die ich kannte, und viele Gemeinden wurden wieder lebendig.

Die erste Kabale-Konferenz fand 1945 statt und feierte, was Gott in den vergangenen *zehn* Jahren getan hatte. Das Thema war: »Jesus genügt.« Damals war Jesus bereits mein Herr, und die Konferenz war für mich ein großes Erlebnis, weil die Teilnehmer aus unserem ganzen Distrikt, aus ganz Uganda und Ruanda kamen.

Das zweite Kabale-Treffen im Jahre 1955 feierte *zwanzig* Jahre Erweckungsarbeit Gottes, und ganz Ostafrika war beteiligt. 1965 waren auch Besucher von Übersee dabei, und wir priesen Gott für *dreißig* Jahre fortdauernden Segens. 1975 aber kamen trotz des weltweiten Unbehagens über unsere politische Lage Besucher aus England, Amerika, Australien, Irland, Norwegen, aus der Schweiz, aus Deutschland, Rußland und Japan. Dies war für unser Volk eine Sensation. Manche der älteren Teilnehmer hatten nun schon *vierzig* Jahre lang das neue Leben in Christus gelebt und weitergegeben.

Unmittelbar vor der Konferenz kam ich von einer Auslandsreise zurück, und meine Mitarbeiter erzählten mir voller Schrecken, daß der mohammedanische Gouverneur unserer Provinz öffentlich einige feindselige Bemerkungen über mich und unser Treffen gemacht hatte. In einer Woche sollten die Veranstaltungen beginnen; ich wußte, daß ich sofort zu diesem Mann gehen und Frieden mit ihm suchen mußte.

Zwei Brüder gingen mit mir. Viele beteten für uns, und wir waren von Liebe erfüllt. Am Ende des Gesprächs hatten wir uns nicht nur versöhnt, sondern er war sogar bereit, die Konferenz zu eröffnen und auch Regierungsfahrzeuge für den Transport der Nahrungsmittel von den Farmen bereitzustellen. Wie jubelten wir auf dem Heimweg!

Die Konferenz war für uns alle ein unvergeßliches Erlebnis. Schon früh am ersten Morgen sahen wir die Menschen von der ganzen Provinz hereinströmen. Einige kamen achtzig Kilometer zu Fuß! Die Teilnehmer kamen aus allen Teilen Ugandas, und wir spürten eine große Erwartung in jedem einzelnen. Von der ersten Versammlung an herrschte eine Atmosphäre der Anbetung und des aufmerksamen Hörens auf Gott.

Unser mohammedanischer Gouverneur kam und hielt seine Begrüßungsansprache – wobei er sogar aus dem Neuen Testament zitierte! Dann wurde Jesus gepriesen, und wir sahen, wer er ist und was er für Menschen tun kann, die Ihm vertrauen, selbst wenn sie in einem Feuerofen sind. Es gab eine Welle der Sündenerkenntnis, als wir unseren Haß und unsere mangelnde Bereitschaft zur Vergebung im Lichte Gottes sahen – auch unsere Angst, die aus dem Unglauben kam. Der Heilige Geist leitete uns zu dem Wasser, das reinigt, und wir sahen ihn, der uns am Kreuz mit sich selbst versöhnte und sich unserem armen Land und seiner zerbrochenen Welt zu neigte.

Etwas Neues bei diesem Treffen war die große Zahl junger Leute. Es waren so viele, daß man den Eindruck hatte, die Hälfte aller Anwesenden sei unter 25 Jahren. Gott tat sein Werk an jung und alt, wie wir aus den Zeugnissen entnehmen konnten.

An jedem Tag hatten wir früh morgens und auch abends Zeiten für den persönlichen Austausch in den Unterkünften, und die Gläubigen teilten einander mit, was der Herr im einzelnen für sie tat.

Immer wieder geschah es, daß Widerstände aufgegeben wurden und die Teilnehmer während der großen Versammlungen und auch sonst spontan Loblieder sangen. Am Samstagabend nahm dann der Jubel überhaupt kein Ende mehr; er dauerte die ganze Nacht hindurch an; Wunden wurden geheilt, Beziehungen wurden wiederhergestellt und gefangene Seelen

befreit. Viele wurden von den Brüdern und Schwestern umarmt, weil sie gläubig geworden waren.

Sowohl am Samstag als auch am Sonntag baten wir nach der letzten Ansprache alle, die während des Treffens Jesus aufgenommen hatten, daß sie nach vorne kämen, heraus aus der Menge. Einige liefen winkend heraus, und die Freude über die innere Befreiung leuchtete aus ihren Augen. Andere weinten, denn sie waren Gottes Heiligkeit und Reinheit begegnet. Die Menge hieß die Neuen mit Jubelgesang willkommen.

Nicht nur Laien, sondern auch Bischöfe empfingen großen Segen. Viele legten Zeugnis ab und kündigten an, daß sie bald Evangelisationen in ihren Sprengeln durchführen wollten. Vieles, was im folgenden Jahr geschah, hatte seinen Ursprung in diesem Jesus-Fest von Kabale. Der gemeinsame Lobpreis Jesu Christi der anglikanischen Bischöfe war ein ganz besonderes Erlebnis. Unser Erzbischof, Janani Luwum, war wie die anderen voller Freude. Er stand denen seelsorgerlich zur Seite, die in den Versammlungen öffentlich den Herrn Jesus aufnahmen.

Die Teilnehmer kehrten mit einer Beziehung zu dem Gekreuzigten heim, die sie nie zuvor gehabt hatten, und eine geistliche Belebung breitete sich bis in die entlegensten Gebiete von Uganda aus.

Als das Jahr 1976 anbrach, waren die Kirchen im Land bis zum Bersten gefüllt, und es zeigte sich ein sehr deutlicher geistlicher Hunger. Erzbischof Janani überlegte, wie man 1977 das hundertjährige Jubiläum der Kirche begehen sollte.

»Wir wollen nicht das Jubiläum einer toten Kirche feiern«, sagte er den Leuten. »Wir wollen eine Kirche feiern, die voll Kraft des Heiligen Geistes ist – eine Kirche, die bereit ist, im Namen Christi vorwärtszugehen, so daß viele Menschenleben berührt werden.«

Dieses Erfülltsein mit der Kraft des Heiligen Geistes begann schon 1976, und viele, von denen wir es uns nicht im Traum erhofft hatten, wurden von den durchbohrten Händen des lebendigen Christus berührt.

Zuerst gingen im Nordwesten von Uganda, am Albertsee (Mobutu Sese Seko) missionarische Teams hinaus; viele, zu denen sie sprachen, reagierten sofort und von ganzem Herzen. Geschäftsleute, Dorfbewohner, Jugendliche kamen zu

Hundertern, um Jesus ihr Leben anzuvertrauen. Von drei großen katholischen Schulen erhielt das Team die überraschende Einladung, Versammlungen zu halten.

An der Abschlußzusammenkunft, die am Sonntag im Grünen stattfand, nahmen über dreitausend Personen teil. Am Ende kamen über hundert aus allen Altersstufen nach vorn und berichteten, was Jesus an ihnen getan hatte.

Aber es warteten noch größere Überraschungen auf uns: Einige Wochen später bildeten sich Mannschaften von Geistlichen und Laien, Männern und Frauen, die hinausgingen, um das Reich Gottes im Gebiet von West-Uganda zu verkündigen. Mein Team war der großen, zentral gelegenen Stadt Masaka zugeteilt; dort öffneten sich so viele Türen, daß wir eine Auswahl treffen mußten. Unter anderem war ich gebeten worden, im katholischen Kirchenzentrum vor Theologiestudenten, Priestern und Nonnen zu sprechen. Der katholische Bischof des Distrikts hatte dies angeregt, und ich staunte, wie das Wort Gottes dort aufgenommen wurde. Einer der Seminaristen fragte: »Warum tun wir uns nicht einfach zusammen und werden wieder eins?« Der Bischof lud mich ein, bald wiederzukommen und Vorträge zu halten.

In den Städten und Dörfern des ganzen Gebietes bewirkten die einfachen, lebensechten Zeugnisse und die strahlenden Gesichter Staunen und Neugierde bei der gesamten Bevölkerung. Die Leute liefen von überall herbei, um diese große Nachricht von Jesus zu hören.

Als eine Mannschaft in die Nähe des städtischen Gerichtshofes kam, unterbrach der Richter eine Verhandlung und lud das Team ein, zu allen Anwesenden zu sprechen: zum Angeklagten, zu den Klägern, den Anwälten, den Schreibern und den Zuhörern! In mehreren Schulen wurde der Unterricht abgebrochen, und Schüler wie Lehrer wurden tief erschüttert, als sie von dem gekreuzigten Christus hörten. Viele fanden ihn; die einen kamen mit Tränen zum Glauben, die andern mit lachenden Gesichtern, voller Freude über die Vergebung und Erlösung. Sie alle gingen dann hinaus, um von Jesus zu erzählen und Unrecht wiedergutzumachen, das sie anderen zugefügt hatten.

In einer Stadt war die ganze Atmosphäre so verwandelt, daß eines Abends der mohammedanische Scheich zu der Mannschaft kam und sagte: »Wir hören, daß ihr Dinge über Gott

sagt, die das Leben von Bewohnern unserer Stadt verwandelt haben. Würdet ihr bitte am Freitag zu unserer Gebetsstunde in die Moschee kommen und diese Worte auch zu uns sagen?»

Sie waren einverstanden, und nach intensivem Gebet ging das ganze Team zur Moschee. An der Tür zogen sie ihre Schuhe aus, um die islamische Tradition nicht zu verletzen. Sie fanden im Innern alle Plätze mit Männern besetzt – die Frauen waren wie üblich rückwärts hinter einem Vorhang verborgen. Man ließ die Gäste vor den Zuhörern Platz nehmen – natürlich auch die Frauen des Teams.

Als zunächst die Männer berichteten, wie Christus ihr eigenes Leben und auch ihr Familienleben verändert hatte, waren die Anwesenden sprachlos. Dann sagte der Leiter der Gruppe: »Wir freuen uns sehr, daß ihr uns hierher eingeladen habt, und möchten eure Formen und Traditionen nicht verletzen, aber würdet ihr nicht doch gerne eine unserer Frauen hören?«

Die Moslems warteten gar nicht die Entscheidung des Scheichs ab, sondern sagten einhellig: »Ja, laßt sie sprechen!«

Als Prinzessin Ruth von Toro aufstand und auf ergreifende Weise berichtete, was das neue Leben in Jesus für sie bedeutete, da kamen die Moslemfrauen eine nach der anderen hinter dem Vorhang hervor, um sie besser zu sehen und kein Wort zu verpassen.

Es war ein unglaublicher Tag. Wir alle priesen Gott.

In derselben Woche gerieten zwei Angehörige eines anderen Teams in einen Hof voller schweigend dasitzender Männer. Es war in einer Kleinstadt. Sie stellten fest, daß es sich um eine mohammedanische Bestattungsfeier handelte. Sie setzten sich dazu und begannen, leise von Jesus zu erzählen, wie er Sünde und Tod überwunden und ihr Leben neu gemacht hatte. Sie sprachen so überzeugend, daß der anwesende Scheich sie für den kommenden Freitag in die Moschee einlud, wo sie noch mehr berichten sollten. So kam auch hier das Wort des Herrn wieder zu einer Gruppe von Moslems, die ganz Ohr waren und sagten, sie hätten vorher nie etwas dergleichen gehört.

Es ist gut möglich, daß all dies dem Präsidenten zugetragen wurde, und es muß für ihn beunruhigend gewesen sein. Au-

ßerdem gab es in diesem Jahr auch noch andere Dinge, die ihm sicher ein Dorn im Auge waren.

Protestanten und Katholiken führten am Karfreitag 1976 wiederum gemeinsam einen großen Jesusmarsch durch; das ganze Volk jubelte, man schüttelte sich gegenseitig die Hände, die Gläubigen segneten einander. Für Mbarara hatten Katholiken und Protestanten einen gemeinsamen Missionsfeldzug geplant, und die Wirkung erwies sich als durchschlagend: Sehr viele Menschen, unter anderem auch der frühere König von Ankole, lernten Christus wirklich kennen. Das waren große Tage für das Evangelium. Wir hatten so etwas nie zuvor erlebt.

Aber gleichzeitig waren es auch Tage der Furcht, der Angst, der Folter und des Todes für viele. Mehrmals gelangten in diesem Jahr Gerüchte nach London, ich sei verhaftet und getötet worden.

Im Februar wurde ein Mädchen aus Kenia, das an der Universität von Makerere studierte, vor einem Anschlag gewarnt. Sie versuchte zu fliehen. Am Flughafen wurde sie verhaftet, und dann verschwand sie. Die Regierung von Kenia verlangte, eine Untersuchungskommission solle den Fall überprüfen.

Im März wurde ein Student in Makerere am Universitätstor erschossen; die gesamte Studentenschaft war zutiefst betroffen. In einem Schweigemarsch kamen alle zur Wohnung des jungen Mannes in der Innenstadt. Ihr Anführer hielt eine sehr scharfe Rede gegen die Regierung Amins und mußte aus dem Land fliehen. Die Studenten wurden durch die schrecklichen Geschehnisse im Land immer mehr beunruhigt; sie waren auch außer sich über die lächerlichen Bemühungen der Untersuchungskommission, den Präsidenten in ein gutes Licht zu rücken.

Im Juni schrieb ich aus London an Freunde in Amerika:

Ich habe noch einige Versammlungen hier und in Norwegen, bevor meine Frau und ich in unser »blutendes Uganda« zurückkehren werden. Ich höre gerade die internationalen Nachrichten, und das Land blutet wirklich. Ein Attentat auf Amin in der letzten Woche schlug fehl, und zehn Menschen kamen dabei ums Leben. Nun haben Vergeltungsmaßnahmen und eine weitere blutige Säuberungsaktion begonnen. Tausende sind schon umgebracht wor-

den, und Hunderte befinden sich in den Folterkammern. Betet deshalb bitte, daß der Herr aller Herren dieses blutende Land von dem Schrecken des gegenwärtigen Regimes befreien möge!

Wenn wir in jenen Jahren aus dem Ausland heimkehrten, tat es uns immer besonders weh, wie schnell Uganda, eines der fortschrittlichsten Entwicklungsländer, in bezug auf Wirtschaft und die allgemeine Moral auf eine niedrige Stufe zurücksank.

Bevor ich diesmal zurückkam, geschah noch zweierlei. Zunächst hatte die Untersuchungskommission eine Zeugenvernehmung angesetzt. Die sehr angesehene und beliebte Leiterin des Mädchenheims, in dem die Studentin aus Kenia gewohnt hatte, sollte gehört werden. Am Tage vor der Vernehmung wurde diese Heimleiterin vor allen Augen in ihrem Büro verhaftet, mitgenommen und getötet. Man fand ihren Leichnam; auch ihr Bruder, ein Diplomkaufmann, wurde ermordet.

Bei ihrer Beerdigung drückte Monsignore Mukasa, der den Gottesdienst in der katholischen Kathedrale hielt, durch seine Tränen großen Schmerz und Empörung über diesen schrecklichen Vorfall aus.

Am 4. Juli ereignete sich dann das berühmte Kommandounternehmen der Israelis auf Entebbe, bei dem sie alle ihre Geiseln aus dem Flughafengebäude retteten, außer der einen Frau, die im Krankenhaus lag. Der Leichnam dieser Frau wurde später gefunden; und der Fotograf, der Aufnahmen davon machte, fiel neben vielen anderen der Säuberungsaktion zum Opfer. Allerdings konnte die allgemeine Freude, die in Uganda wegen des gelungenen Überfalls herrschte, dem Präsidenten wohl nicht entgehen.

Ich kam gerade rechtzeitig heim, um mit all den anderen Würdenträgern und Führungskräften in Kampala ins Konferenzzentrum beordert zu werden. Dort gab Präsident Amin der Versammlung seine offizielle Version des Überfalls bekannt, der ihm natürlich sehr unangenehm war.

Auf dem Weg aus dem Zentrum sagte der katholische Kardinal: »Festo – Monsignore Mukasa ist verschwunden! Er wurde aus der Kirche geholt, während er eine Messe zelebrierte. Er ist nirgends zu finden.« Einige Tage später entdeckte man seinen Leichnam einige Kilometer vor der Stadt.

Am Ende dieses Monats waren die Studenten der Makerere-Universität völlig aus dem Gleichgewicht geraten. Sie hielten Schweigeversammlungen in Privaträumen ab; sie kamen nicht mehr zu den Vorlesungen – nicht, weil ein Streik organisiert worden war, sondern weil sie zu verschreckt waren, um noch lernen zu können. Meine Tochter Charity studierte seit einigen Jahren in Makerere, und so hörten wir darüber aus erster Hand. Die Studenten waren empört, weil die Untersuchungskommission ihre Aufgabe nicht wahrgenommen hatte.

Im August erfuhr der Präsident durch seine Gewährsleute von einem »Studentenstreik«; es wurde sogar behauptet, die Studenten versuchten, die Regierung zu stürzen!

Sofort am nächsten Morgen griff ein bewaffneter Militärtrupp einige Studenten-Wohnheime an. Als die Soldaten die äußeren Tore noch verschlossen fanden, setzten sie Leitern an und sprangen hinüber. Sie schlugen Türen ein, drochen mit den Gewehrläufen auf die Studenten los und ließen sie auf Händen und Füßen über Kies und durch Schmutz kriechen; dann verluden sie mehr als zweihundert von ihnen, auch Charity, auf Lastautos, wo sie dichtgedrängt zusammenstanden.

Sie wurden an dem berüchtigten Militärgefängnis abgesetzt und mußten sich in einer Reihe aufstellen. Am Eingangstor stand ein Soldat mit einer Nagelkeule; er schlug auf jeden ein, während sie nacheinander eintraten. Charity konnte die schrecklich zugerichteten, blutenden Gesichter derer sehen, die schon drinnen waren. Sie betete, daß die Keule nicht ihr Gesicht treffen möge, und diese Gnade wurde ihr gewährt; aber ihr Körper ist jetzt von Narben gezeichnet.

Im Gefängnis leisteten die Studenten einander so gut sie konnten erste Hilfe. Man befahl ihnen barsch, sich hinzusetzen. Charity hat später erzählt, daß ein großer Teil Christen waren. Alle wußten, daß sie sich in sehr großer Gefahr befanden. Sie beteten leise miteinander, und der Friede Gottes strömte in ihre Herzen. Einer unter ihnen erinnerte daran, daß Jesus jetzt ihre Vergebungsbereitschaft auf die Probe stellte, und sie beteten laut, Gott möge diesen Männern vergeben – diesen Menschen, die nicht wußten, was sie taten!

Die Atmosphäre veränderte sich, und alles schien irgendwie

heller zu werden. Als einer der Christen sagte, daß ihnen nichts geschehen könnte, als was der Herr zuließ, und daß der Tod nur der Eintritt in die Herrlichkeit Gottes sein würde, begannen viele zu lachen vor Sorglosigkeit und übernatürlicher Freude. Einige sprachen mit den Soldaten und baten sie, die jüngsten Studenten freizulassen, da diese gerade mit dem ersten Studienjahr begonnen und mit den Unruhen überhaupt nichts zu tun hatten.

Von der Universität aus hatte sich die Nachricht sehr schnell in der ganzen Stadt verbreitet. Viele nahmen an, daß man die gefangenen Studenten niedermetzeln würde. Erzbischof Luwum und auch der katholische Kardinal fuhren selbst zum Universitätsgelände, informierten sich ohne Rücksicht auf ihre persönliche Sicherheit genau und verbargen ihre Sorge nicht. Viele Leute in der Stadt ließen alles stehen und liegen, um für die Studenten zu beten.

Inzwischen ging der Generalstabschef (späterer Vizepräsident) ins Gefängnis, um sich ein Bild der Lage zu verschaffen. Die friedvollen, ja sogar fröhlichen und entspannten Gesichter der mißhandelten Studenten müssen ihn überrascht haben; er ordnete an, den Gefangenen Tee zu bringen. Dann hielt er ihnen eine lange Rede über Patriotismus und Regierungstreue und ließ sie schließlich zur Universität zurückbringen – nicht ohne ihnen noch einzuschärfen, sie sollten sich nichts zuschulden kommen lassen und die Vorlesungen besuchen. Die Lastautos, die sie hergefahren hatten, transportierten sie auch wieder zurück . . .

Allgemeiner Jubel herrschte, und wir dankten Gott; die Verletzten wurden verbunden, und endlich trat spät nachts in der Studentenschaft Ruhe ein, und alle legten sich schlafen. Aber das war noch nicht das Ende.

Um zwei Uhr früh wurde eines der Studentenheime erneut überfallen. Zwar waren die Soldaten offenbar angewiesen, nicht zu schießen; aber sie schlugen die jungen Leute erbarmungslos mit ihren Gewehrkolben. Einige Studenten wurden aus oberen Stockwerken heruntergeworfen; andere sprangen selbst, um ihr Leben zu retten. Durch die Prügelei und das Schreien wurden die Schläfer in den umliegenden Wohnheimen geweckt. Dieser Überfall war schlichtweg brutal. Als die Soldaten den Schauplatz räumten, blieben einige Studenten mit gebrochenen Wirbeln, gebrochenen Armen

oder Beinen und anderen zum Teil gefährlichen Verletzungen zurück. Mehrere waren für ihr ganzes Leben zu Krüppeln gemacht worden.

Und doch hatte dies alles sehr erstaunliche positive Folgen. Die Christen unter den Studenten, die zum Teil recht lau gewesen waren, wurden mit neuem Eifer erfüllt. Sie evangelisierten jeden Sonntagnachmittag von Mann zu Mann und luden die Kommilitonen zu Versammlungen ein. Überrascht stellten sie fest, daß nun viele Studenten bereit waren, geistliche Wahrheiten aufzunehmen und sich ihnen zu stellen. Das Verhalten vieler junger Leute und auch einiger Lehrer an der Universität änderte sich auffallend.

Im November wurde ich aufgefordert, eine Evangelisation an der Universität zu leiten. Protestanten und Katholiken arbeiteten wieder zusammen. Wir hatten eine sehr aufmerksame Zuhörerschaft. Jeden Abend kamen Studenten auf uns zu, die um ein Gespräch baten und Entscheidungen treffen wollten. Ich werde nie vergessen, wie sich an einem Abend der katholische Bischof vor der ganzen Versammlung zu mir umdrehte, mich umarmte und sagte: »Ich liebe dich, Festo!« – Das war auch meine Haltung ihm gegenüber. Es war ein befreiender Augenblick.

Gegen Ende dieses Jahres fand ein bemerkenswertes Gespräch zwischen dem Großmufti der Mohammedaner, dem katholischen Kardinal und Erzbischof Luwum statt, also zwischen den Leitern der drei großen Religionsgemeinschaften des Landes. Es ging dabei nicht nur um den Angriff auf die Universität, sondern um die Tatsache, daß Gerechtigkeit und Ordnung im Land zusammengebrochen waren. Diebe, Soldaten, Söldner und Polizei plünderten und töteten willkürlich.

Die drei religiösen Führer stimmten völlig darin überein, daß sie gemeinsam, weil sie fast das ganze Land repräsentierten, beim Präsidenten Eingabe machen mußten.

Sie hielten eine große Versammlung mit allen Bischöfen und Scheichs ab und verfaßten Resolutionen, in denen sie die Morde, die Schikanen und die Plünderungen beklagten, auch den Tatbestand, daß den Angehörigen des Geheimdienstes die zu weit gehende Macht gegeben worden war, Menschen hinzurichten. Sie baten höflich um eine Audienz, doch diese wurde nicht gewährt. Statt dessen erteilte der Präsident

schriftlich dem Erzbischof einen sehr scharfen Verweis, weil er diese Konferenz gehalten hatte, ohne Erlaubnis einzuholen. Er verlangte, »alle Einzelheiten« der Besprechung zu erfahren, und sie schickten ihm ihr Memorandum. Möglicherweise geht der Plan, den Erzbischof zu töten, auf diesen Zeitpunkt zurück.

Im Dezember genehmigte die Regierung jedoch, daß ein Bus mit fast allen fünfzig Delegierten zur gesamtafrikanischen Konferenz leitender Christen (Pan African Christian Leathership Assembly = PACLA) nach Nairobi fuhr; auch die Presse von Uganda berichtete über dieses historische Treffen von Christen des ganzen Kontinents.

Die PACLA erwies sich als ein sehr belebender und ermutigender Faktor für die Gläubigen aus Uganda. Sie half ihnen, einige tiefsitzende Vorurteile zu überwinden, und stellte die Probleme, mit denen sie fertig werden mußten, ins rechte Licht. Sie konnten mit Schwarzen und Weißen aus Südafrika, mit Angolanern, Äthiopiern, Nordafrikanern und vielen anderen sprechen, ihre eigenen Erfahrungen weitergeben und sehen, wie die Kirche auch anderswo unter schwierigen Bedingungen voranging. Erzbischof Luwum war einer der Leiter der Konferenz. Seine Persönlichkeit und sein freundliches Wesen trugen ihm die Liebe vieler ein.

Dann kam Weihnachten 1976 – und was für ein Weihnachten wurde das! Niemals zuvor waren so viele Menschen gekommen, um gemeinsam dieses Fest der Christen zu feiern. Es hieß, Präsident Amin sei sichtlich verdrossen gewesen, als er das Volk in die Kirchen und Kathedralen strömen sah. Radio Uganda begann die Botschaft des Erzbischofs auszustrahlen, der über den Frieden sprach und über die Dinge, die den Frieden zerstörten. Da wurde die Sendung plötzlich unterbrochen, um dann mit der Predigt des katholischen Kardinals fortzufahren.

An diesem Abend beklagte sich Präsident Amin in einer Rundfunkansprache, »einige Bischöfe reden dem Blutvergießen das Wort«. Er sprach eine persönliche Drohung gegen alle aus, die durch ihre Reden Verrat übten. Außerdem erfuhren wir, daß in Jinja einige Soldaten hingerichtet worden waren, weil sie der Messe beigewohnt hatten.

Von nun an wurden die Christen langsam und systematisch aus den leitenden Positionen entfernt, und an ihre Stellen

traten Moslems. Keiner von uns wußte, was uns bevorstand, aber in uns wuchs die Überzeugung, daß einige von uns ihr Leben würden lassen müssen, ehe die Wunden unseres Landes geheilt sein würden.

Dennoch priesen wir Gott, weil Jesus uns so nahe war. Alles in der Welt hat ein völlig anderes Gesicht, wenn wir Ihn zur Rechten Gottes auf dem Thron sehen, hoch erhöht über jede andere Macht und Autorität und in absoluter Weise Herr über alles, was geschieht.

IV

Der Wirbelsturm

1977

Am 30. Januar 1977 waren in Bweranyangi fast dreißigtausend Menschen zusammengekommen, um die Weihe des Bischofs Bamunoba von West-Ankole mitzuerleben. Erzbischof Luwum hielt den Gottesdienst, und es war ein großer Tag für ihn. Später hat jemand gesagt, dies sei sein »Palmsonntag« gewesen, bevor sein eigener Kreuzweg begann.

Der neue Bischof hatte mich gebeten, die Predigt zu halten; ich ahnte nicht, daß dies meine Abschiedsrede an meine Landsleute werden sollte, bevor ich sie auf unbestimmte Zeit verließ. Vor mir saßen reihenweise Angehörige des Militärs, der Polizei und der Regierung, Bischöfe, Pfarrer, Moslemscheichs, katholische Würdenträger und Sicherheitsbeamte. Auch mein Freund, der mohammedanische Gouverneur, und ein persönlicher Vertreter von Präsident Amin waren da. Präsident Amin hatte Grüße übermitteln lassen.

Ich predigte über Apostelgeschichte 20,22–28; dies war ein Abschnitt aus der Schriftlesung, die im Kirchenkalender für diesen Tag vorgesehen war. Paulus sagt dort: »Ich fürchte diese Gefahren nicht, denn mein Leben ist für mich selbst nichts wert – wenn ich nur den Dienst zu Ende führe, ein Zeuge der Gnade Gottes zu sein.« Wichtig ist nur eines: die Liebe Gottes, die kein Mensch hätte erwerben oder verdienen können; diese unvergleichliche Liebe, die zu einer sündigen, todkranken Menschheit kam.

Das Werk Christi erreichte seinen Höhepunkt, als er am Kreuz hing. Seine Feinde standen vor ihm – neidische religiöse Führer, spottende Soldaten, römische Machthaber, die nichts von Gerechtigkeit wußten, und die Masse, die schrie: »Kreuzige ihn!« Unser leidender Herr liebte sie alle mit einer Liebe, die nicht zu erschöpfen war; er blutete sich für sie zu Tode und vergab ihnen allen schon im voraus!

Welchen Wert erhielt jeder einzelne Mensch an diesem Tag, an dem Gott eine solche Liebe an uns allen bewies! Wenn uns dies erst einmal klar wird, ändert es alle Wertmaßstäbe

in unserem Leben. Dann fürchten wir uns nicht mehr vor dem Leiden; die Botschaft von seiner Liebe ist es wert, daß man gerne für sie leidet, wo es sein muß. Was uns auch zu- stößt – es ist nichts im Vergleich zu einem Menschenleben, das sich der Gnade Gottes öffnet.

Zwei Gruppen meiner Zuhörer sprach ich in direkter Weise besonders an. Zunächst sagte ich zu den Bischöfen: »Darum wacht über die Gemeinde und bittet für sie! Jesus hat sie erkauft! Der Diener ist so wertvoll, weil die einzelne Seele wertvoll ist.«

Dann wandte ich mich an die Regierungsbeamten, denn alle Macht ist von Gott gegeben und soll zum Besten der Menschen ausgeübt werden. Die Menschen sind kostbar, weil er sie mit seinem Blut erkauft hat. Ich sagte:

»Viele von Ihnen haben Ihre Autorität mißbraucht und haben Dinge mit Gewalt an sich gerissen. Überhaupt wurde zuviel Gewalt angewandt. Jesus Christus hat seine Macht eingesetzt, um Menschen zu retten – wie benützen Sie Ihre Macht? Wenn Sie sie mißbrauchen, werden Sie gerichtet werden, denn Gott hat Ihnen die Macht gegeben.

Manche Leute gebrauchen ihre Macht, um für sich selbst etwas herauszuschlagen. Manche gebrauchen sie nur, um fett zu werden – dann brauchen sie mehr Platz und schubsen andere weg.«

Alle lachten. Ein dickbäuchiger Soldat in der ersten Reihe bog sich vor Lachen. Ich sprach mit solcher Freiheit und Gott erfüllte mich mit solcher Liebe, daß niemand sich verletzt fühlte. Das weiß ich, weil die Leute von der Regierung nachher sehr gelöst und freundlich waren und sogar einige Soldaten sich positiv äußerten. Mein Freund, der mohammedanische Gouverneur, sagte: »Danke für deine Ansprache!« Meine besten Freunde allerdings waren sehr erschrocken; sie fürchteten, ich würde sofort abgeholt werden, noch am selben Tag.

Wir kehrten nach Kampala zurück. Erzbischof Janani Luwum war voller Lobpreis über alles, was Gott in diesem Monat schon getan hatte. Zwei Diözesankonferenzen hatten ihm ganz besondere Freude bereitet. In Gulu hatte er ein tiefgreifendes Wirken des Heiligen Geistes wahrgenommen. Die Kirchen der Nordstämme hatten fast zwanzig Jahre lang unter Uneinigkeit und einer gewissen Unbeständigkeit

gelitten – davon war jetzt nichts mehr zu spüren. Er selbst gehörte ja zu einem dieser Stämme, den Acholis.

Was in Ruwenzori geschehen war, der Diözese am Fuß der »Mondberge«, konnte er kaum beschreiben. Während seiner Bibelarbeiten und den anderen Botschaften waren die Zuhörer spontan in Lobgesang ausgebrochen. Dies geschah wieder und wieder, wenn der Geist Gottes die Herzen berührte. Und dann standen Leute auf, noch bevor das letzte Wort gesprochen oder eine Aufforderung gegeben worden war: Sie kamen nach vorn, um das neue Leben in Christus zu bezeugen, das sie empfangen hatten. Es war wie in Apostelgeschichte 10,44: »Da Petrus noch diese Worte redete, fiel der Heilige Geist auf alle, die dem Wort zuhörten.«

Inzwischen war Präsident Amin so nervös geworden wie nie zuvor. Am 25. Januar, dem Jahrestag seiner Machtergreifung, hatte es wieder einen Putschversuch gegeben. Wir erfuhren erst später davon, weil sich alles in der Armee abgespielt hatte und keine Informationen nach außen drangen. Auch Waffen waren ins Land geschmuggelt worden.

Dann kam der 1. Februar. Mera und ich hörten nachmittags plötzlich Gewehrschüsse nahe bei unserer Wohnung in Kampala. Ich schaute aus unserem Schlafzimmerfenster im dritten Stock und sah einige Männer unten auf der Straße, die um sich schossen. Kinder schrien, Frauen rannten davon. Ich sah deutlich, wie man aus dem gegenüberliegenden Mietshaus einen Mann herausschleppte. Einige Koffer folgten. Die Leute banden den Mann, warfen ihn und die Koffer auf einen offenen Lastwagen und fuhren davon. Sie waren nicht in Uniform; es handelte sich also um das gefürchtete Suchkommando der »Special Forces«, des Staatssicherheitsdienstes. Sie sind die grausamsten von allen.

Wir kannten den Mann nicht, den sie mitgenommen hatten – jedenfalls wußten wir im Augenblick nicht, wer es war. Aber ich sagte zu Mera: »Das ist merkwürdig; sie schießen hier bei hellem Tageslicht herum, nur um einen einzelnen Mann zu verhaften. Offenbar soll die Sache auffallen. Vielleicht hat man Gewehre gefunden.«

Später erfuhren wir, daß der Verhaftete Ben Ongom aus dem Langi-Stamm war. Fünf Tage lang folterten sie ihn und verlangten »Bekanntnisse«. Er sollte Namen von Angehörigen des Langi- und auch des Acholistammes nennen, die

vielleicht geholfen hatten, Waffen ins Land zu schmuggeln oder einen Aufstand zu planen. Immer noch betrachtete man diese beiden Stämme als regimefeindlich. Da die Folterer nicht zufrieden waren mit den Namen, die er nannte, zwangen sie ihn durch weitere Torturen, fortzufahren. Schließlich nannte er den Chefarzt des Mengo-Hospitals, der ebenfalls mitgenommen und nach schrecklicher Folter wieder freigelassen wurde. Dann nannte Ben Ongom in seiner Verzweiflung den Namen des Erzbischofs! Dieser erzählte selbst, was daraufhin geschah:

Etwa um 1.30 Uhr in der Nacht zum Samstag, am 5. Februar, hörte ich den Hund wild anschlagen. Unser Zaun wurde eingerissen. Jetzt wußte ich, daß einige Leute in den Hof gekommen waren. Möglichst leise ging ich die Treppe hinunter und hielt an der Tür an. Ich öffnete den Vorhang an der einen Seite der Tür und konnte direkt vor mir, hinter der Scheibe, einen Mann erkennen. Er rief: »Erzbischof! Erzbischof! Machen Sie auf, wir sind gekommen!«

Dieser Mann war Ben Ongom. Er hatte einige Schnittwunden im Gesicht. Ich kannte ihn von früher. Weil ich meinte, er sei in Gefahr und brauche Hilfe, öffnete ich die Tür. Sofort sprangen acht Bewaffnete, die sich versteckt hatten, auf mich los. Sie hoben ihre Gewehre und schrien: »Erzbischof, zeig uns die Waffen!«

»Welche Waffen?«

»In diesem Haus sind Waffen versteckt!«

»Nein, das stimmt nicht!«

Nun stieß ihr Anführer, der arabisch sprach, sein Gewehr gegen meinen Bauch, während mich ein anderer rücksichtslos von Kopf bis Fuß durchsuchte. Danach schob er mich mit seinem Gewehr vorwärts und schrie: »Schnell! Tempo bitte! Zeigen Sie uns die Waffen! Wo ist Ihr Schlafzimmer?«

Wir gingen also zu unserem Schlafzimmer; Maria, meine Frau, schlief noch. Wir weckten sie auf, und die Leute suchten unter dem Bett. Sie öffneten die Kleiderschränke und kletterten bis auf den Wäscheschrank. Sie durchsuchten das Schlafzimmer gründlich, schauten in alle Koffer und Schachteln, fanden aber nichts.

Als nächstes durchsuchten sie die zwei oberen Kinderzim-

mer, auch wieder bis in jeden Winkel. Glücklicherweise schliefen die kleineren Kinder weiter; die größeren aber wachten auf und machten mit uns die Runde.

Schließlich kamen wir wieder ins Erdgeschoß; und nun begann Ben Ongom, der Handschellen trug, zu erklären. Er bat mich, ihm noch andere Wohnungen von Acholis oder Langis auf dem Namirembe-Hügel zu nennen; man würde dort eine Haussuchung durchführen, aber das sei für ihn die einzige Möglichkeit, am Leben zu bleiben.

Ich sagte Herrn Ongom, daß ich nicht nur zu den Leuten des Acholi- und Langistammes nach Kampala gekommen sei, sondern daß ich Erzbischof von ganz Uganda, Ruanda, Burundi und Boga-Zaire sei. In meinem Haus gebe es keine Waffen. Ich sagte: »Unser Haus ist Gottes Haus. Wir beten für den Präsidenten. Wir beten für die Sicherheitsbeamten, was auch immer sie tun. Wir predigen das Evangelium und beten für andere. Das ist unsere Aufgabe, nicht das Verstecken von Waffen!«

Trotzdem wurde die Suche fortgesetzt. Die Männer verlangten, daß wir ihnen das Studierzimmer und die Kapelle öffneten, und sie suchten sogar unter dem Altar. Sie verlangten Einlaß in alle Vorratsräume, ihre Hände durchwühlten die Säcke mit Sesam, Erdnüssen und Hirse und tasteten nach versteckten Objekten.

Wir gingen zum Gästeflügel. Die Leute durchsuchten die Badezimmer, die Toiletten, alles. Sie kontrollierten jeden Winkel, auch die Autos hinter dem Haus. Sie fanden nichts. Wir gaben ihnen zu verstehen, daß dies ein schwerwiegender Vorfall für die ganze Kirche sei. Was hatten wir mit Waffen zu tun? Ich sagte ihnen, daß ich sofort dem Präsidenten Bericht erstatten würde.

Gegen drei Uhr morgens gingen sie wieder. Sie verlangten, daß wir ihnen das Gartentor öffneten. Jemand von uns meinte, sie könnten doch wieder auf demselben Weg hinausgehen, auf dem sie hineingekommen waren – durch den niedergerissenen Zaun. Aber ich sagte: »Wir sind Christen. Wir haben reine Herzen, und sie sollen sehen, wie Christen handeln. Ich schließe ihnen jetzt das Tor auf.«

Sie verließen das Grundstück und stiegen in ihre Autos, die sie weiter unten an der Straße geparkt hatten. Die Nummernschilder waren verdeckt. Endlich fuhren sie ab.

Es gelang dem Erzbischof den ganzen Vormittag nicht, den Präsidenten zu erreichen. Schließlich sprach er mit dem Vizepräsidenten, der ihm versicherte, er werde der Sache nachgehen.

Ich befand mich damals in West-Uganda. Ein Missionar, der nach Zaire reiste, traf am Sonntag mit mir zusammen. Er erzählte mir, was geschehen war. Doch hatte er außerdem auch noch zu berichten, daß Bischof Yona Okoth von bewaffneten Sicherheitsbeamten verhaftet worden war. Sie hatten Ben Ongom gefesselt mit sich gebracht. Okoths Wohnung im Dorf und seine Amtswohnung in Tororo wurden durchsucht. Man konnte nichts finden. Als sie mit ihm nach Kampala fahren wollten, ging ihnen in Jinja das Benzin aus; sie warteten im Haus eines Palästinensers, bis man ihnen Benzin brachte. Während dieser Wartezeit änderten sie ihren Plan. Sie fuhren den Bischof zurück nach Tororo und gaben ihm die Anweisung, ganz normal weiterzuarbeiten. Diese beiden Geschehnisse waren für uns alle ein schwerer Schock.

Am Montag wurden alle Bischöfe in Kampala beim Erzbischof zusammengerufen. Wir berieten miteinander, was jetzt zu tun sei. Wir mußten diese Angelegenheit als sehr, sehr ernst ansehen, weil sie an den Nerv der Kirche von Uganda rührte. Inzwischen war über Radio Uganda bekanntgegeben worden, die gesuchten Waffen seien »von Schulkindern in der Nähe des erzbischöflichen Hauses gefunden worden« – eine tückische Erfindung!

Von Mittwoch bis Freitag hatten wir eine dreitägige Konferenz. Wir sprachen die Berichte durch, die der Erzbischof und Bischof Okoth angefertigt hatten. Wir schrieben auch eine Resolution, die wir dem Präsidenten vorlegen wollten. Die katholischen Bischöfe kamen ebenfalls zur gleichen Zeit zusammen. Sie suchten uns auf und gaben uns volle moralische Unterstützung. Sie wollten sogar selbst eine Eingabe machen. Wir baten um eine Unterredung mit dem Präsidenten, aber er lehnte ab. In seiner nächsten Umgebung waren lauter Leute, die Vorteile genossen und sich diese sichern wollten. Sie fürchteten, durch unseren Einfluß werde der Präsident vielleicht einige Bestimmungen zu ihrem Nachteil verändern. Deshalb gaben sie ihm gezielt Ratschläge gegen uns.

In unserem Dokument brachten wir dem Präsidenten unsere Sorge zum Ausdruck – unsere Sorge um die Kirche und um

»das Volk, dem wir unter Ihrer Obhut dienen«. Wir zeigten ihm auf, wie sehr die Bevölkerung verunsichert und verstört wird, wenn Polizei und Militär sich nicht mehr an die gesetzlichen Vorschriften halten. Außerdem gaben wir zu bedenken, daß Haussuchungen bei einer leitenden kirchlichen Persönlichkeit anders durchgeführt werden sollten. Wenn sie der Regierung nötig erschienen, so sollten sie bei Tage und durch eindeutig ausgewiesene Beamte vollzogen werden. Wir erwähnten, in welcher Gefahr nicht nur die Bischöfe (z. B. Bischof Okoth), sondern auch alle anderen Christen sich sahen: Überall in den Gemeinden zeugten Witwen und Waisen von dem mörderischen Werk der Regierungsagenten.

Wir führten noch andere Härten und Ungerechtfertigkeiten auf, die uns Sorge machten: Die Mohammedaner wurden bevorzugt; der Haß der Bevölkerung gegen die Sicherheitskräfte nahm zu; gegen die Gebildeten war ein Kesseltreiben im Gange, und das Land war in Gefahr, seine besten Köpfe zu verlieren; Privatbesitz wurde eingezogen (z. B. Autos mußten dem Militär zur Verfügung gestellt werden); den Beamten des Staatssicherheitsdienstes war übermäßig viel Macht in die Hand gegeben, sie konnten willkürlich verhaften und töten; zwischen dem Präsidenten und uns gab es immer größere Verständigungsschwierigkeiten, wir konnten ihn im Gegensatz zu früher kaum mehr erreichen. Wir verschwiegen unseren Eindruck nicht, daß vieles, was geschah, auf den Einfluß von Ausländern zurückzuführen sei: Sie steuerten, obwohl sie fremd seien, das Staatsschiff und seien zu einer Bedrohung für die Bevölkerung geworden.

Abschließend erwähnten wir unsere Zugehörigkeit zu einer weltweiten Gemeinschaft, die sich große Sorgen um uns mache; auch seien schon andere Religionsgemeinschaften beunruhigt, und wir fürchteten für das Ansehen unseres Landes. Alles wurde mit gebührendem Respekt vorgebracht; der Erzbischof und die fünfzehn Bischöfe, die anwesend sein konnten, unterschrieben eigenhändig.

In jener Woche fühlten wir uns wie die Jünger, die Jesus »mit Furcht folgten«, als er »sein Angesicht nach Jerusalem gerichtet« hatte, um dort zu sterben. Jesus wußte, daß es ein Tod für die Erlösung vieler sein würde, aber die Herzen der Jünger bebten vor Furcht. In uns selbst war tatsächlich keinerlei Mut, aber Seine Gnade machte uns fest.

Am Freitag, dem 11. Februar, kam der Erzbischof vormittags zu uns. Er las uns einen Abschnitt aus der Schrift vor, der ihm und seiner Frau an diesem Morgen viel gesagt hatte. Es war die Geschichte der Jünger, die den stürmischen See Genezareth überqueren wollten; sie waren allein, der Herr betete noch auf dem Berg. »Und als der Abend kam, war das Schiff mitten auf dem Meer und er auf dem Land allein. Und er sah, daß sie Not litten beim Rudern ...« (Mark. 6,47f).

Janani wandte sich zu uns um und sagte: »Der Herr hat uns in den letzten vier Tagen gesehen, wie wir »Not litten beim Rudern«. Aber ich sehe sehr klar den Weg, der vor uns liegt. Stürme sind da, Wellen, Wind und Gefahr, aber ich sehe den Weg deutlich!«

Zu den Jüngern, die sich damals vorwärtskämpften, war Jesus über die aufgepeitschten Wellen gekommen. Auch zu uns kam er. Wir fühlten uns nicht gerade wie Sieger, aber unsere Herzen waren erfüllt von Liebe zu seinem geliebten Volk in Uganda. Wir waren bereit, das Äußerste einzusetzen.

Am Samstag begab sich etwa die Hälfte der Bischöfe nach Hause, um wie immer Dienst zu tun; acht von uns blieben in Kampala.

In der Nacht zum Sonntag, kurz nach Mitternacht, klingelte das Telefon des Erzbischofs. Der Minister für Kabinettsfragen rief an, außer Atem vor Angst, und sagte, der Präsident wünsche mit dem Erzbischof zu sprechen. Der Präsident tobte. Janani mußte sich schreckliche Dinge anhören, sehr bittere Worte und Anklagen. Endlich gelang es Erzbischof Luwum zu sagen, was ihm am Herzen lag. Er sprach sehr bestimmt, aber mit Liebe. Der Präsident schlug wütend den Hörer auf die Gabel.

Am frühen Montagmorgen (14. Februar) war der Minister wieder am Telefon – immer noch voller Angst. Er verlangte den Erzbischof zu sprechen und sagte dann: »Sie sollen um neun Uhr zum Regierungsgebäude in Entebbe kommen. Ein Wagen der Regierung holt Sie ab.«

»Ja, gut.«

Seine Frau Maria beschloß, mit ihm zu fahren.

Als sie ankamen, fanden sie den Präsidenten in sehr heiterer Stimmung vor. Er lachte und war sehr freundlich und aufge-

räumt, weil er einen Gast aus England hatte. Es war Major Graeme, der ihn zum Offizier ausgebildet hatte. Der Präsident stellte die beiden vor und ließ Aufnahmen von der ganzen Gruppe machen. Diese Fotos sollten nach London und Genf geschickt werden und das Gerücht zerstreuen, der Erzbischof sei verhaftet und geschlagen worden.

Schließlich brach Major Graeme auf. Er versprach, gewisse Berichte in den englischen Zeitungen richtigzustellen. Es war geschrieben worden, man habe dem Erzbischof sehr zuge-setzt. Als Beweis nahm Graeme die Fotos mit. Er schien stolz auf Amin zu sein, und dieser war geschmeichelt.

Dann hatten der Präsident und der Erzbischof ein recht ausführliches Gespräch. Luwum stellte den Sachverhalt dar; er beschwerte sich nicht über die Haussuchung an sich, sondern über die Art und Weise – mitten in der Nacht und mit vorgehaltenem Gewehr. Er sagte dem Präsidenten, die Bischöfe hätten die ganze Woche vergeblich versucht, ihn zu erreichen. »Machen Sie sich keine Sorgen!« brummte der Präsident. »Ich werde alle Bischöfe hierher einladen und sie auf meine Kosten in einem Hotel unterbringen, und dann sprechen wir alles in Ruhe durch! Einverstanden?« Das war am Montag.

Am selben Tag überreichten wir unser Memorandum. Dem Präsidenten, den Ministern, den Leitern der religiösen Gemeinschaften und dem Sekretär des Verteidigungsrates händigten wir persönlich je ein Exemplar aus.

Am Montagabend berichtete Radio Uganda über das Gespräch des Erzbischofs mit dem Präsidenten im Regierungspalais. Nichts von dem, was Luwum gesagt hatte, wurde wiedergegeben. Es kamen nur einige Andeutungen Amins, daß der Erzbischof sehr wahrscheinlich in den geplanten Anschlag verwickelt sei, da man in der Nähe seines Hauses Waffen gefunden habe. Das gleiche erschien am nächsten Morgen in der Zeitung.

Das war am Dienstag. An diesem Tag erhielten wir eine Mitteilung des Präsidenten, alle religiösen Würdenträger sollten sich am Mittwoch, dem 16. Februar, um 9.30 Uhr im Konferenz-Zentrum einfinden. Der Erzbischof bereitete eine Entgegnung vor auf die Behauptungen in der Presse und im Rundfunk. Er hoffte, persönlich mit Amin sprechen zu können.

Das Konferenz-Zentrum liegt auf einem freien Gelände in

der Nähe des Nile-Mansion-Hotels. Dort fanden wir bei unserer Ankunft fast die ganze Armee versammelt. Wir gesellten uns zu einer Gruppe vor dem Sitzungsgebäude. Sie bestand aus Militärgouverneuren, hohen Beamten, Diplomaten, Bezirkskommandanten und allen religiösen Führern.

Vor uns standen geöffnete Koffer mit alten chinesischen Waffen. Wir wußten sofort, was dies bedeutete: Eine neue Serie von Hinrichtungen stand bevor. Dies waren die Waffen, die man angeblich gefunden hatte.

Die Atmosphäre war furchtbar. Wir spürten, daß die Reden gegen uns gerichtet waren, und fingen böse Blicke von den Soldaten auf. Stundlang standen wir in der glühenden Sonne, bis wir sehr müde waren. Als sich einige von uns in den Schatten stellen wollten, wurden sie von den Soldaten scharf an ihren Platz zurückgewiesen.

Der Vizepräsident leitete die ganze Prozedur. Er ließ die Gefangenen herausführen, die gefoltert worden waren. Sie mußten lange Briefe vorlesen, die »bewiesen«, daß die Waffen von Ex-Präsident Obote in Tansania kamen. Die Briefe erklärten auch, wie er die Regierung stürzen wollte. Einer der Gefangenen wurde ohnmächtig.

Dann hielt der Vizepräsident eine lange Rede. Er sagte unter anderem, den Geständnissen zufolge hätten der Erzbischof und Bischof Okoth für die Aufständischen eine große Rolle gespielt, »weil niemand auf die Idee käme, sie zu verdächtigen«.

Erzbischof Luwum und Bischof Okoth schüttelten nachdrücklich den Kopf – das war ihre einzige Möglichkeit, diese Behauptung zurückzuweisen. Von 9.30 Uhr bis 14.00 Uhr standen bzw. saßen wir auf diesem betonierten Platz. Der Vizepräsident sprach weiter und gab zu verstehen, Kirchenführer hätten sich in Regierungsangelegenheiten eingemischt; sie meinten wohl, sie ständen über dem Gesetz! Am Ende schrie er zu den Soldaten hinüber: »Nun habt ihr gehört, was diese Leute getan haben. Was meint ihr? Was sollen wir mit ihnen tun?«

»Erschießen! Sofort erschießen!« schrien die Soldaten. Es war wie am Tag der Kreuzigung Jesu.

»Wer dafür ist, daß sie öffentlich erschossen werden, der soll sich melden!« – Alle Soldaten hoben die Hand.

»Und wer meint, daß sie nicht erschossen werden sollen?«

Handzeichen bitte!« – Natürlich hob kein einziger die Hand. Wir rechneten mit unserer sofortigen Verhaftung. Oder würde man uns gar sofort öffentlich erschießen?

»Nein, sie werden eine ordnungsgemäße Verhandlung vor dem Militärgericht bekommen!« Wir wußten, was das hieß. Dann wurde die Menge entlassen. Auch der katholische Kardinal und sein Kaplan wurden heimgeschickt, aber uns gab man die Anweisung, ins Konferenz-Zentrum zu gehen. Die Diplomaten, Regierungsbeamten und höheren Offiziere mußten mit uns gehen. Ein hoher Offizier hielt wieder eine Rede und deutete an, daß auch religiöse Führer, die den Talar der Geistlichen tragen, in Waffen- und Munitionsschmuggel verwickelt sein können.

Ehe der Präsident hereinkam, sagte dieser Offizier: »Alle religiösen Amtsträger verlassen jetzt den Raum!« Wir neun standen also auf, gingen hinaus und wurden in ein anderes Zimmer geführt. Auch der mohammedanische Mufti war bei uns. Ein Sicherheitsbeamter in voller Uniform bewachte uns. Längere Zeit saßen wir dort und vergaßen fast, daß wir praktisch Gefangene waren. Wir konnten das Beifallklatschen und die Zurufe hören, aber die Worte des Präsidenten Amin nicht verstehen. Später erfuhren wir, daß der Präsident während dieser Versammlung zwei seiner treuen Minister verhaftete, nämlich Oberstleutnant Wilson Oryema und Charles Oboth-Ofumbi.

Wir hörten, wie die Anwesenden entlassen wurden. Dann sagte man zu uns: »Sie können jetzt heimgehen an Ihre Arbeit!«

Wir standen ruhig auf. Alle waren sehr müde. Inzwischen war es 15.30 Uhr, und den ganzen Tag hatten wir nichts zu uns genommen, nicht einmal Wasser. Der Erzbischof ging vor mir hinaus. Als wir zum Wachtposten kamen, sagte dieser: »Sie, Erzbischof, sollen in dieses Zimmer gehen. Der Präsident will mit Ihnen sprechen.«

Ich sagte: »Am besten geht der Militärbischof mit.« Also ging Bischof Wani mit ihm zu der betreffenden Tür. (Bischof Wani aus dem Kakwa-Stamm war der oberste Armeeegeistliche und Dekan der Provinz; später wurde er zum Erzbischof gewählt.) Man schob Wani zur Seite und sagte: »Wir brauchen Sie nicht! Seine Exzellenz will mit dem Erzbischof sprechen.«

Das war Jananis Verhaftung. Es hatte nie lange Umschweife gegeben zwischen ihm und Präsident Amin. Janani sprach immer sehr einfach und direkt zu ihm; und genau so waren auch seine Verhaftung und sein Tod.

Bischof Wani und ich waren im Auto des Erzbischofs gekommen. So setzten wir uns in der Nähe hin und warteten auf ihn, von 15.30 bis 17.00 Uhr. Wir sahen, wie die Soldaten drinnen tranken und tanzten.

Etwa um 16.10 Uhr sahen wir, wie Erzbischof Luwum von zwei Militärpolizisten ins Nile-Hotel geführt wurde. Die drei Männer gingen durch den überdachten Verbindungsgang zwischen den beiden Gebäuden. Wir nahmen an, daß der Präsident vielleicht inzwischen im Hotel sei. Das Warten wurde uns lang. Allmählich merkten wir, wie die Agenten vor der Tür unruhig wurden und sich ärgerten.

Wir gingen zu ihnen hinüber und fragten: »Was geschieht mit dem Erzbischof?«

»Er spricht noch mit dem Präsidenten.«

»Wir warten auf ihn. Wir möchten mit ihm nach Hause fahren.«

»Sie können schon nach Hause fahren. Wir bringen ihn mit einem anderen Auto.«

»Nein. Wir wollen gemeinsam heimfahren. Wir haben seinen Wagen hier.«

»Gehen Sie weg! Warten Sie nicht noch länger hier! Gehen Sie wenigstens zurück zu dem Auto!«

Wir setzten uns wieder hin. Dann kam ein Mann in Uniform und bellte uns an: »Ich *befehle* Ihnen, hier wegzufahren. Es ist ein Befehl, verstehen Sie? Steigen Sie ein und fahren Sie!«

»Wo ist der Erzbischof?«

»Er kommt später. Wir bringen ihn heim. Er hat noch zu tun.«

»Aber es ist sehr unangenehm und peinlich für uns, wenn wir ohne ihn abfahren müssen! Es ist sein Auto, und wir sind mit ihm gekommen!«

Schließlich ging er fort und schickte zwei Soldaten, die ihre Gewehre auf uns richteten. Sie sagten: »Haben Sie den Befehl gehört?«

»Ja.«

»Also, steigen Sie in das Auto!« Wir stiegen ein.

»Wir hoffen sehr, daß Sie uns den Erzbischof bald bringen!« sagte Wani.

»Ja.«

Es war fünf Minuten nach fünf Uhr, als wir abfuhrten. Gerade in diesem Augenblick fuhr Bob Astles vor, ein Engländer aus der nächsten Umgebung des Präsidenten. Seine Frau hatte uns vor kurzem darüber informiert, daß sie zum Ständigen Sekretär für religiöse Fragen ernannt worden sei.

Als wir zum Haus des Erzbischofs kamen, warteten dort die anderen Bischöfe auf uns. Wir gingen gemeinsam in die Kapelle und hatten eine Gebetsversammlung.

Als wir Jananis Frau informierten, war sie sehr beunruhigt. Sie stieg sofort ins Auto, bat den Provinzial, mit ihr zu kommen, und sagte zum Chauffeur: »Ich muß sofort ins Konferenz-Zentrum!« Wir versuchten, sie von ihrem Vorhaben abzubringen, aber sie fuhr dann doch los.

Als sie zum Tor kam, sagte sie zu den Wachen: »Lassen Sie mich bitte hinein! Ich muß sehen, was mit meinem Mann los ist!« – Die Soldaten richteten drohend die Gewehre auf sie; fast wäre der Fahrer erschossen worden, bevor sie kehrten.

Heute wissen wir ziemlich sicher, daß der Erzbischof zu diesem Zeitpunkt schon tot war. Man sagt, er habe ein Bekenntnis unterschreiben sollen und sich geweigert. Jemand erzählte auch, er habe laut für seine Mörder gebetet, bevor er starb. Wir haben mit Augenzeugen gesprochen, die nach ihren eigenen Worten bei der Erschießung anwesend waren. Andere sahen seine und zwei andere Leichen im Totenhaus, mit Schußwunden. Anscheinend wurde er gegen 18 Uhr erschossen, entweder im Nile-Hotel oder im sogenannten »Folterhaus« (Nakasero). Gefängnisfahrzeuge fuhren über die Leichname, damit es aussah wie ein Verkehrsunfall.

Radio Uganda meldete um 18.30 Uhr, daß der Erzbischof und die zwei Minister verhaftet worden seien. Bis zum nächsten Morgen hatten sie dann eine Geschichte ausgeklügelt, um ihr Gesicht vor der Weltöffentlichkeit zu wahren. Die Version der Regierung in der Morgenzeitung war: »Tragischer Verkehrsunfall . . . Wir bedauern . . .«

Morgens in der Zeitung war ein anderer Unfallwagen abgebildet als abends im Fernsehen!

Den ganzen Donnerstag und Freitag bemühten wir uns zu dritt, den Leichnam des Erzbischofs für die Beerdigung freizubekommen. Wir riefen beim Gesundheitsminister an, und

er versprach uns, dafür zu sorgen. Nur müßten erst noch die Untersuchungen abgeschlossen werden. Später sagte er, die Angelegenheit sei dem Verteidigungsminister übergeben worden.

Wir fuhren zum Mulago-Hospital. Dort sahen wir, wie der stellvertretende Chefarzt des Krankenhauses gezwungen wurde, einige Papiere zu unterschreiben; ein Sicherheitsbeamter stand hinter ihm. Wir versuchten, in die Leichenhalle zu kommen, aber sie war schwer bewacht, und man verwehrte uns den Zutritt.

Erst spät am Freitagabend erhielten wir vom Verteidigungsministerium die Nachricht, daß die Särge in die Heimatorte der drei Männer gebracht worden seien und dort beerdigt werden sollten. Eine Abordnung von Christen aus Gulu und Lira kam, um Jananis Witwe abzuholen und zur Beerdigung nach Kitugum mitzunehmen. Sie wollte nicht mitfahren, und auch wir wollten sie nicht fahren lassen, denn wir bangten um ihre Sicherheit.

Eine große internationale Beisetzungsfeier war für den Sonntag angesetzt worden, aber die Regierung verweigerte den ausländischen Gästen die Einreise. Trotzdem war am 20. Februar die große Kathedrale auf dem Namirembe-Hügel überfüllt. Etwa 4500 Menschen waren trotz mehrfacher Drohungen von seiten der Machthaber gekommen. Die Gläubigen konnten einfach nicht fernbleiben. Es war ein wunderbarer Gottesdienst. Einige Christen sollen hinterher gesagt haben: »Wenn ich nicht auch getötet werde, dann versäume ich vielleicht diese große Krone der Herrlichkeit!«

Viele gingen noch mit vor die Kathedrale und standen um das offene Grab herum, das für Erzbischof Janani ausgehoben worden war. Es lag gleich neben dem Grab von Bischof Hannington und von Alexander Mackay, der vor hundert Jahren viele der ersten Märtyrer für Christus gewonnen hatte.

Erica Sabiti, Erzbischof im Ruhestand, las aus der Schrift die Worte der Engel an die Frauen, die am Tag der Auferstehung zum Grab kamen: »Er ist nicht hier. Er ist auferstanden!« Dann sagte er: »Der Leib unseres Bruders ist nicht hier, aber wir wissen, daß Janani Luwum zu Jesus gegangen ist, zu seinem Herrn. Er ist auferstanden. Lobt Gott!« Der Himmel war nahe, und die Menge fing an zu

singen – zuerst leise, dann lauter: »Ehre, Ehre dem Lamm!« Das Singen wurde aufgenommen und breitete sich aus, bis der ganze Berg vom Triumphgesang widerhallte.

Und dieser Triumphgesang breitet sich immer noch weiter im Lande aus, bis heute. Er dringt sogar über die Grenzen Ugandas. Er war zu hören in den Gedächtnisgottesdiensten, die in verschiedenen Ländern für Erzbischof Luwum gehalten wurden. Dieser Mann spricht immer noch zu den Herzen der leidenden Bevölkerung von Uganda. Er sagt ihnen die Wahrheit in Liebe – wie früher. Er spricht auch noch zu jenen, die ihm das Leben genommen haben. Seine Geschichte ist noch nicht zu Ende.

Unmittelbar nach Jananis Tod kam eine neue Verfolgungswelle. Sie konnte der Kirche aber überhaupt nichts anhaben. Das Volk strömte mehr denn je zu den Gottesdiensten. Viele wurden wiedergeboren. Menschen, die das Christsein zu leicht genommen hatten, sahen jetzt den ganzen Ernst der Nachfolge Jesu. Laue Christen taten Buße und lieferten ihr Leben ganz neu Jesus aus. Die Menschen sagten sich: »Es ist keine Zeit zu verlieren, vielleicht bist du der nächste!«

V

Sieg in dunkler Nacht

Nach der großen Gedenkfeier auf dem Namirembe-Hügel am 20. Februar wurde eine Frage laut. Meine Tochter berichtete, daß einer dem anderen zuraunte: »Wo ist Festo? Wo ist Festo?« – Viele stellten ihr diese Frage, aber natürlich konnte sie es nicht wissen . . .

Samstag, der 19. Februar, war für Mera und mich ein denkwürdiger Tag gewesen. Schon seit Tagen hatten sich warnende Anzeichen gehäuft; vieles deutete auf höchste Gefahr hin; Mera und ich spürten, daß Gott auch durch Freunde einen sanften Druck auf uns ausübte, um uns zum Fortgehen zu bewegen. Dies war für uns nicht leicht, denn wir beide lieben unser Land. Wir lieben unsere Brüder, unsere Arbeit und unser Zuhause, und wir hatten gemeint, wir würden niemals, unter keinen Umständen, unser Land verlassen. Wir wären lieber dort gestorben, und das wäre uns ein Gewinn gewesen.

Aber der Heilige Geist sprach zu uns durch einen Bruder. Er erinnerte uns an Paulus, wie er Damaskus verließ. Paulus hatte dort zum erstenmal Jesus bezeugt, die Brüder liebten ihn und er liebte sie. Aber weil sein Leben in Gefahr war, ließen sie ihn in einem Korb über die Stadtmauer von Damaskus hinab, und er entkam (s. Apg. 9,24f). Ein anderer Bruder stellte uns vor Augen, was Petrus tat, nachdem er von Herodes ins Gefängnis geworfen wurde und der Engel ihn herausgeführt hatte. Er pries Gott mit den Gläubigen, und gleich danach ging er »hinaus und zog an einen andern Ort« (Apg. 12,17). Dieser Bruder sagte zu uns: »Wie es für Petrus damals richtig war, fortzugehen, so kann es für euch jetzt das einzig Richtige sein.«

Wir hatten gehört, daß der Bischof von Gulu verschwunden war; auch sein Auto hatte man geholt. Es kam vor, daß ich in Kampala jemanden traf und er mich ganz entgeistert anschaute; überall ging das Gerücht um, Amins Leute hätten mich schon abgeholt. Meine bevorstehende Verhaftung schien allgemein bekannt zu sein.

Am Samstagmittag beteten wir mit einigen Geschwistern,

und es war uns allen klar, daß Mera und ich losfahren sollten – zumindest erst einmal nach Kabale. Einige Freunde erboten sich, in einem anderen Auto als Beobachter zu folgen.

Wir hatten 400 km zu fahren; alles verlief ruhig. Die Straße war einsam, und zeitweise kamen wir uns vor wie Freiwild. Aber der Retter, der Auferstandene, war unser Reisegefährte im Auto. Mera und ich waren in der Lage der Emmausjünger, denen Jesus nahe kam, mit denen er ging und zu denen er sprach. Manchmal erzählte Mera, was Jesus ihr deutlich machte, und dann wieder sagte ich ihr ein Wort seiner Liebe, das mir beim Fahren in den Sinn kam. Sein Friede war in unserem Auto; wir empfanden das als ein Wunder. Die drohende Gefahr belastete uns innerlich nicht. Wir legten die Strecke in verhältnismäßig kurzer Zeit zurück, weil wir lieber bei Tageslicht fahren wollten. Die Nacht kann in tropischen Ländern sehr dunkel sein.

Unsere Freunde im anderen Wagen sahen, wie uns an verschiedenen Stellen die Sicherheitsbeamten, Ugandas »Gestapo-Leute«, aufmerksam beobachteten. Ich trug mein violettes Bischofsgewand und war daher leicht zu erkennen.

Gegen sieben Uhr abends kamen wir zu Hause an. Wir fanden eine sehr gespannte Atmosphäre vor; überall stießen wir auf Warnungen und Gerüchte. Drei- oder viermal waren an diesem Tag Soldaten an unserem Haus gewesen; sie wollten offenbar herausfinden, ob wir da waren oder nicht. Solange wir aber dann tatsächlich im Haus waren, hielten Engel sie fern!

Das Volk Gottes aus dem Ort versammelte sich in unserem Haus; wir saßen zusammen und beteten. Mera und ich hörten ihre dringenden Warnungen an. Sie bestanden darauf, das Sicherste für die Kirche und für unser eigenes Leben sei es, so schnell wie irgend möglich zu fliehen. So beschlossen wir schweren Herzens in dieser dunklen Nacht, unser liebes Zuhause und unser geliebtes Land zu verlassen.

Als wir in die Nacht hinausgingen, war die Dunkelheit unser Schutz. Trotzdem war Licht da. Zeitweise überfiel uns Angst, aber der Herr machte uns immer wieder seine Gegenwart bewußt.

Seine Engel sorgten im richtigen Moment für Fahrzeuge; dann wieder gab er uns die nötige Kraft, zu Fuß weiter-

zuklettern, und schickte uns unbekannte Freunde, die unsere Habseligkeiten trugen.

Er war bei uns, als wir uns zweieinhalb Stunden lang im Gebirge verirrt und als wir auf einem Gebirgspfad führen und beinahe abgestürzt wären. Es scheint sogar, daß dieser Umweg seinen Engeln Zeit gab, uns freie Bahn zu schaffen. Jedenfalls kamen wir auch an der gefährlichsten Stelle vorbei, ohne einem unserer Verfolger zu begegnen.

Auf dem ganzen Weg tröstete er uns und sorgte für uns. An jedem wichtigen Punkt trafen wir rechtzeitig auf wunderbare Menschen, die Gott geschickt hatte und die uns weiterhalfen. Wir nannten sie »seine Engel«. Hier sagte uns ein Engel, wie wir weitergehen sollten. Dort machte uns ein Engel Mut, als wir niedergeschlagen waren. Sie setzten ihr eigenes Leben aufs Spiel, um uns weiterzuhelfen. Dies demütigte uns und machte uns dankbar vor Gott, für den sie es taten.

Jeder Schritt wurde zu einem Wunder der Gnade, besonders als wir den letzten Berg überstiegen. Mera kämpfte mit einer fiebrigen Bronchitis und hustete stark. Manchmal fragte ich mich, ob wir es überhaupt schaffen würden. Wir stiegen immer nur ein kurzes Stück, dann hielten wir an, um auszu-ruhen und zu beten; dann stiegen wir weiter. Unsere Körper waren erschöpft. Manchmal schauten wir zurück in dem traurigen Bewußtsein, daß wir uns ständig weiter von unseren Freunden, unserer Heimat und unserem geliebten Volk entfernten.

Aber Jesus ließ uns nicht im Stich. Er gab uns Kraft für den nächsten Schritt und gab uns Hoffnung auf seine Zukunftspläne mit uns. Er würde auch bei unseren Lieben bleiben und die »Engel« beschützen, die uns halfen.

Im Morgengrauen erreichten wir den Gipfel. Es war der 20. Februar. Und was für einen Sonnenaufgang wir erlebten! Eine Bergkette hinter der anderen trat aus dem Frühnebel hervor, und wir wußten: Wir sind über der Grenze! Erschöpft, aber innerlich jubelnd setzten wir uns auf einen Stein, schauten einander an und dankten Gott. Niemals zuvor hatten wir uns dem Himmel so nahe gefühlt. Wir dachten daran, wie Jakob nach einem sehr anstrengenden Tag auf einem Stein ausgeruht hatte, und wie er entdeckte, daß Gott da war.

Wir blickten zurück und sahen, wie Gott alles gelenkt und jede Bewegung geplant hatte – sogar als wir herumirrten und meinten, wir seien falsch abgebogen. Er hatte genau die Menschen, die wir brauchten, an der richtigen Stelle postiert und hatte andere, die seinen Plan gestört hätten, ferngehalten. Wir priesen ihn und waren voller Dank.

Doch war dies noch nicht alles. In dem fremden Land sorgte er weiter für uns. So suchten wir zum Beispiel ein Fahrzeug. Auf viele Meilen im Umkreis war nur ein einziges zur Verfügung, das gerade mit einem ganz anderen Ziel unterwegs war. Gott ließ den Fahrer wenden und die bereits begonnene Fahrt abbrechen und schickte ihn zu uns. Was veranlaßt einen Mann, seinen Plan aufzugeben, auf ein lohnendes Geschäft zu verzichten und Flüchtlinge, die er nie gesehen hat, hundertzwanzig Kilometer weit zu befördern – auf eigene Kosten, bei einem Benzinpreis von über einer Mark pro Liter?

Die Wege unseres Gottes sind wunderbar.

Wir erreichten schließlich die Wohnung eines befreundeten Bischofs. Er hatte den frühen Morgen genutzt, um mit Gott zu sprechen; besonders betete er für uns, weil im Radio neue Meldungen gekommen waren, die ihn beunruhigten. Als er das Motorengeräusch hörte, ging er zur Tür; er sah, wie das Auto hielt – und ich stieg heraus und winkte ihm zu! Er bekam fast einen Herzanfall! Welch eine Freude war uns dieses Wiedersehen!

Von Anfang bis Ende verwandelte Gott unsere Flucht in eine positive Erfahrung. Aus dem Dunkeln und Schrecklichen schuf Gott Licht, Freude und Sieg.

Über Kurzwellenradio hörten wir in Nairobi (Kenia) die Gedächtnisfeier für unseren lieben Erzbischof. Große Traurigkeit und Schmerz über die Zustände in Uganda, die immer schlimmer wurden, kamen zum Ausdruck. Dies war uns aus dem Herzen gesprochen; aber doch kam am Schluß die Freude zum Durchbruch, als unser Bruder John Gatu von der Presbyterianischen Kirche auf Jesus Christus, den Sieger, hinwies. Er sang mit den mehreren tausend Anwesenden das Loblied »Tukutendereza Yesu!«

Wir waren dann am 30. März auch in der Westminster-Abtei in London zur dortigen Gedenkfeier anwesend. Sie wurde von Dr. Donald Coggan, dem Erzbischof von Canterbury

gehalten. Hier in dieser Abtei, wo Könige und Königinnen gekrönt und bestattet und die großen Tage des Commonwealth gefeiert worden sind, gedachte man des Märtyrertodes von Janani Luwum. Das bewegte uns tief, ebenso wie die herausfordernde Botschaft von Lord Leslie Brown, Bischof von Ipswich, vormals Erzbischof von Uganda. Nach dem Gottesdienst sang vor der Westminster-Abtei eine große Schar von Ugandern und anderen Freunden spontan: »Tuku-tendereza Yesu«. Die Küster der Abtei sagten später, sie hätten niemals vorher solch eine Liebe gesehen.

Mittlerweile war es deutlich geworden, daß die Massaker in Uganda weitergingen. Besonders betroffen waren der Acholi- und der Langistamm (sie bekennen sich größtenteils zu Jesu) und die übrigen Christen.

Tausende von Flüchtlingen berichteten von zunehmender Brutalität und weiterer Verschlechterung der Lage. Die Militärs fahren fort, unschuldigen Menschen nachzuspionieren, sie zu verhaften und auf Nimmerwiedersehen mitzunehmen. Die Flucht war für niemanden einfach. Einige konnten Uganda unter Tarnung verlassen; manche liefen mehr als dreißig Kilometer durch Niemandland; andere durchqueren gefährliche Flüsse oder weglose Wüstengebiete. Alle aber, die herauskamen, dankten Gott, wieder in einem Land zu sein, in dem Gerechtigkeit und Ordnungen respektiert werden. Auch zwei weitere Bischöfe, Benoni Ogwal aus Gulu und Yona Okoth von Bukedi, konnten mit Hilfe von Freunden auf wunderbare Weise fliehen.

Die Häuser der Kirchenführer und Missionare auf dem Namirembe-Hügel rings um die Kathedrale wurden der Reihe nach geplündert. Es handelte sich schlichtweg um Raubüberfälle. Einige Bewohner wurden getötet, andere verstümmelt. Ein Mann erzählte uns, er sei nachts von einem Lärm aufgewacht und habe gesehen, wie vom Nachbarhaus große Steine zu ihnen hinübergeworfen wurden. Er weckte schnell seine Frau und seine Kinder auf, und sie liefen hinaus und versteckten sich in einem Gebüsch. Man brach ins Haus ein und raubte es völlig aus; nur die Bücher in den Regalen wurden stengelassen. Die Familie blieb bis zum Morgen draußen. Sie wurden alle furchtbar von Moskitos zerstochen, aber sie priesen Gott, daß er ihr Leben bewahrt hatte. Inmitten dieser Leiden wird Gott verherrlicht. Viele haben

sterbend für die Mörder gebetet, wie Janani Luwum. Sie hatten Erbarmen mit diesen Menschen, die auf einen solchen Irrweg geraten waren und blindlings töteten. Sie waren dem Himmel zugewandt und sahen schon etwas von seiner Herrlichkeit, und durch sie sahen auch andere etwas davon.

Witwen, Waisen und solche, die all ihr Hab und Gut verloren haben, gehen im Frieden weiter ihren Weg. Sie sind mit ihrem Leben Zeugen dafür, daß es ewige Werte gibt, die viel höher einzuordnen sind als ein langes Leben, Bequemlichkeit oder materieller Besitz. Viele sind täglich in Gefahr und haben doch ihre Wurzeln so tief in Gott, daß ihre Augen leuchten und in ihren Häusern Friede herrscht.

Friede kommt nicht von selbst. Er ist ein Geschenk der Gnade Gottes. Er kommt immer dann, wenn ein Herz sich der Liebe Christi öffnet. Dies aber hat seinen Preis, denn die Liebe Gottes bewies sich durch Leiden, und wer diese Liebe erlebt, kann sie nicht ausleben, ohne diesen Preis zu zahlen.

Ich mußte meine eigene Einstellung zu Präsident Amin und seinen Agenten prüfen. Der Heilige Geist zeigte mir, daß ich in meinem Inneren hart gegen sie wurde; wenn ich aber Unversöhnlichkeit und Bitterkeit gegen unsere Verfolger im Herzen trug, so mußte das für mich und andere geistlichen Verlust bringen. Dann konnte ich die Liebe Gottes überhaupt nicht mehr weitergeben – und gerade sie ist der wesentliche Inhalt meiner Botschaft und meines Dienstes.

So mußte ich den Herrn um Vergebung bitten und um die Gnade, Präsident Amin mehr zu lieben; denn die vergangenen Ereignisse hatten mein Verhältnis zu diesem Menschen erschüttert.

Am Karfreitag saßen wir drei Stunden lang in der All Soul's-Kirche in London zusammen und dachten über die erlösende Liebe Jesu Christi nach. Da gab er mir die Gewißheit der Vergebung und heilte meinen Schaden. Ich eilte heim, um Mera zu erzählen, was geschehen war. Meine müde Seele hatte frische Luft zum Atmen bekommen. Ich hatte den Herrn gesehen und war frei geworden: Liebe erfüllte mein Herz.

In diesem Geist ging Bruder Janani in den Tod. Und diese Freiheit des Geistes findet man bei dem Volk Gottes in Uganda.

Wir schauen mit großer Liebe auf unser Land zurück. Wir

lieben Präsident Amin. Wir schulden ihm diese Liebe, denn er ist einer derer, für die Jesus sein kostbares Blut vergossen hat. Solange er lebt, kann er immer noch gerettet werden. Betet für ihn, daß er am Ende ein neues Leben finden und den Weg des Todes verlassen möge!

Wir preisen Gott für die Nachrichten, die uns aus unserem Land erreichen. Die Gottesdienste sind stärker besucht als je zuvor. Die Menschen antworten auf die Liebe Christi.

Wie sollte es auch anders sein! Jesus hat gesagt: »Wenn ein Weizenkorn in die Erde fällt und stirbt, dann hört es auf, allein und wie gefangen zu sein; es tritt in eine neue Sphäre ein, wo es Frucht bringt.« Ehre sei Gott! Der Tod von Erzbischof Luwum dient in den Händen des Auferstandenen nur dazu, neues Leben hervorzubringen.

Am Samstag nach Luwums Tod, es war der 19. Februar, spielte sich in der Kathedrale von Kampala folgendes ab: Fünf Frauen steckten gerade Blumen für den Gedenkgottesdienst am Sonntag. Da kam ein Bischof herein, verhärtet und entmutigt. Eine der Frauen ging auf ihn zu und grüßte ihn mit der in Uganda üblichen Verbeugung. Dann nahm sie seine Hand und sagte lächelnd: »Lieber Herr Bischof, wir brauchen nicht traurig zu sein. Wissen Sie, dies alles hat uns nur fünfzigmal schneller vorangebracht!«

Das war ein prophetisches Wort. Die leidende Gemeinde sieht auch dem kommenden Jahrhundert freudig entgegen – wenn der Herr sein Erscheinen noch so lange hinauszögert. Sie baut mit unerschütterlichem Vertrauen auf die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und auf die Kraft seiner Auferstehung!« Darum »... sind wir mehr als Überwinder durch den, der uns seine Liebe bewiesen hat« (Römer 8,37).

Festo Kivengere

In der christlichen Kirche von Uganda ist heute eine neue Kraft am Werke. Es ist eine Kraft, die allem gewachsen ist – auch der Willkür und den wütenden Angriffen eines der berühmtesten Diktatoren unserer Zeit: Idi Amin. Es ist eine Kraft, die auf Drohungen mit klarer Vernunft antwortet, auf Folter mit Ausdauer, auf Mord mit Liebe. Es ist die Kraft des lebendigen Gottes, die hier so zum Ausdruck kommt wie vielleicht nirgends sonst in unserer Zeit. Festo Kivengere, einer der achtzehn anglikanischen Bischöfe von Uganda, zeigt das Anwachsen dieser Kraft dokumentarisch auf. Er beschreibt, wie die christliche Kirche und die Regierung von Idi Amin immer mehr in Gegensatz zueinander gerieten. Er gibt einen Augenzeugenbericht über den Höhepunkt der Auseinandersetzung – die Ermordung des anglikanischen Erzbischofs Janani Lwum am 16. Februar 1977. Dann beschreibt er auch seine eigene nächtliche Flucht aus dem Land zwei Tage später.

**TELOS
Bücher**

ICH LIEBE IDI AMIN schildert in dramatischer Weise, wie Gott Schmerz und Leiden benützt, um einen neuen Menschen und eine neue Kirche zu schaffen, die ihm Ehre machen.